

#17.2022

DAS REPORTAGEMAGAZIN
www.reportageschule.de

GO

Was
bleibt

Blumen, die auf Rentner starren⁸ Fischers Fritzin²⁰ Noah
will sterben³⁰ Kalb 580⁴² Alles seins⁵² Keine Luft mehr⁶²
Verbrannte Erde⁷² Das alte Lied⁸⁴ Der Letzte lässt das
Licht an⁹⁴ Und du?¹⁰² Das schwarze Loch¹¹⁴ Jons Balanceakt¹²⁴

Editorial

#17.2022



LIEBE LESERIN,
LIEBER LESER,

manche nennen es Reporterglück. Wir an der Reportageschule sagen: Der Reportage-Engel wird dir helfen. Er belohnt jene, die unterwegs sind, hinfahren, nachfragen und sich nicht abweisen lassen. Sie erleben diese fast schon magische Seite unseres Berufes: dass wir den Heldinnen und Helden unserer Storys begegnen und Menschen treffen, die uns helfen. Dass sich, indem wir unterwegs sind, alles fügt. Glück? Nein, himmlischer Beistand.

Die Schülerinnen und Schüler des 17. Lehrgangs, die 17er, sind dem Reportage-Engel besonders oft begegnet. Zum Beispiel in Lwiw, im Westen der Ukraine, während ihres Auslandsprojekts. Er schwebte herab, als sie dort auf dem Standesamt das perfekte Brautpaar trafen: Er in Uniform, sie in Tracht. Als sie in einem Reha-Zentrum mit einem Soldaten redeten, der ein Bein verloren hat, als plötzlich sein Vater vorbeikam und beide mit den Tränen rangen. Als sie im Leichenschauhaus am ersten Tag abgewimmelt und am zweiten Tag eingelassen wurden. Als sie wohlbehalten aus der Ukraine nach Deutschland zurück-

kehrten – zwei Wochen ehe Putin wieder Raketen auf ukrainische Städte niederregnen ließ.

Besonders viel zu tun hatte der Reportage-Engel im Sommer, als die 17er die Storys für dieses Heft recherchierten. Als sie Kälbertransporten folgten, durch verbrannte Wälder stapften, an Gräbern standen und auf Volksfesten, sehr reichen und sehr armen Menschen begegneten, als sie in Reisebussen saßen und in Wohnzimmern, in Pfarrhäusern, Polizeistationen und verlassenen Einkaufszentren, fragten, zuhörten, schauten. Und immer wussten: Indem wir unterwegs sind, wird es gut.

Und es ist gut geworden, liebe 17er. Was für ein großartiges GO-Magazin habt ihr gemacht, mit was für großartigen Geschichten. Wir sind stolz auf euch. Wir werden euch vermissen. Und wir werden bei Gelegenheit mal ein Wörtchen mit dem Reportage-Engel reden. Damit er weiter über euch wacht.

Himmlischen Lesegenuss wünschen
Ariel Hauptmeier und Philipp Maußhardt

Index

#17.2022



Fischers Fritzin

20

Am Fischertag wollen die Memminger Männer die dickste Forelle fangen. 2022 fischte erstmals eine Frau mit. Ein Politikum, erzählt von **Anna Scheld** und **Anton Vester** (Fotos).



BLUMEN, DIE AUF RENTNER STARREN

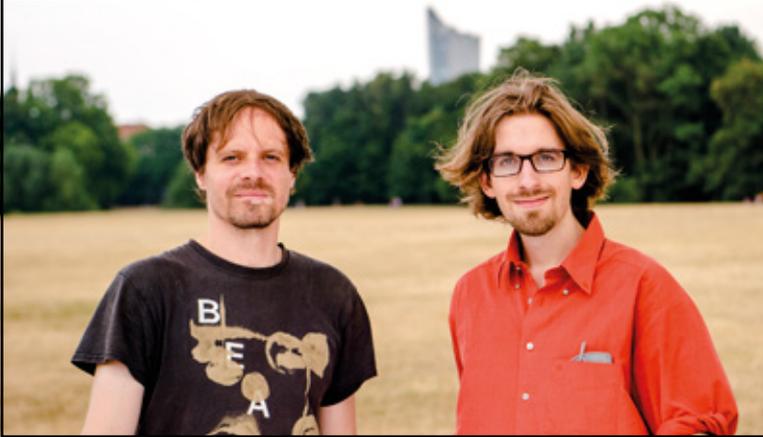
8

David Holzapfel (links) und **Martin Albermann** (Fotos) konnten nicht verstehen, warum jährlich unzählige Menschen zu einer Gartenschau pilgern. Bis sie selbst eine besuchten.

Noah will sterben

30

Ein 23-Jähriger will assistierten Suizid begehen. Alles ist geplant, doch dann geht vieles schief. **Andrew Müller** (links) und **Finn Winkler** (Fotos) leuchten den Fall aus.



ALLES SEINS

52

Wie viel Macht über eine Stadt hat ein Mann, der sehr reich ist und Tausenden Menschen Arbeit gibt? Eine Antwort fanden **Martin Hogger** (links) und **Ludwig Nikulski** (Fotos) in Freilassing.



Kalb 580

42

Wo landen all die Bullenkälber aus der Milchindustrie? Das fragten sich **Aaron Leihäuser** (Fotos) und **Kim Lucia Ruoff**. Und folgten einem Jungtier mit Hilfe eines GPS-Trackers.



Keine Luft mehr

62

Wie lebt eine Frau weiter, die fast von ihrem Ex-Mann umgebracht wurde? **Anna-Maria Blümcke** (Fotos) und **Kristina Ratsch** (rechts) trafen sie am Tatort - in ihrer Wohnung.

VERBRANNT ERDE



72

Katrin Groth (links) und **Stella Weiß** (Fotos) machten sich in Brandenburg auf die Suche nach dem Wald der Zukunft, doch statt Antworten fanden sie Streit, Vorwürfe und Lästereien.



DAS ALTE LIED

84

In einem Dorf in der Ukraine trafen **Kfir Mualem** (Fotos) und **Marina Klimchuk** die Bäuerin Baba Dania. Früher hat sich fast niemand für ihren Gesang interessiert. Jetzt hört sogar der Präsident zu.



Der Letzte lässt das Licht an

94

Vom langen, dickschädlichen Feldzug eines Schusters gegen die Stadt Ludwigshafen erzählen **Maximilian Münster** (links) und **Alexander Nowak** (Fotos) in ihrer Reportage.

SONSTIGES

* * *

IMPRESSUM

134

* * *

Und du?

102

Auf dem Internat bewunderte **Nik Bessenbach** einen Pater. Aber er beschützte die Kinder nicht vor einem pädokrimalen Erzieher. Warum? **Vanessa Schiwietz** fotografierte die Begegnung.



DAS SCHWARZE LOCH

114

Der polnische Braunkohletagebau Turów lässt Brunnen austrocknen und Häuser absinken. **Florian Bayer** und **Marina Pepaj** (Fotos) sahen ihn sich auch aus der Luft an.

JONS BALANCEAKT

124

Solveig Eichner (Fotos) und **Tim Winter** erzählen von einem jungen Mann aus Kenia. Er ist kurz davor, ein exzellenter Zirkusartist zu werden. Warum hadert er mit sich und der Welt?



Bildung im Blumenmeer: Drei floral gemusterte Frauen folgen dem Vortrag „Wenn der Sommer sich entzündet“ in Neuenburg am Rhein. Etwas anstoßen sollen die Gartenschauen, bei den Menschen, in den Städten.

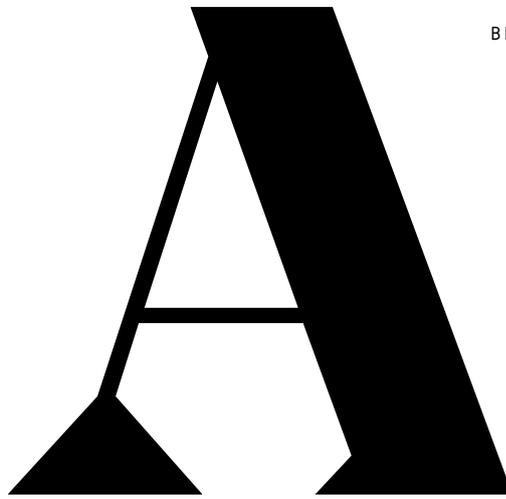


TEXT
DAVID HOLZAPFEL

FOTOS
MARTIN ALBERMANN

BLUMMEN, DIE AUF RENTNER STARREN

Hunderttausende
reisen jedes
Jahr quer durchs
Land. Alles
für ein paar
Beete auf
den Landesgarten-
schauen.
Was soll der
Unsinn?



An einem Freitag im August hält ein metallgrauer Reisebus am Omnibusbahnhof von Schwäbisch Gmünd. Kurz vor sieben, noch ist es angenehm kühl. Zischend öffnet sich die Fronttür, zwei Rentner steigen ein. Dann schließt sich die Tür wieder. Der Bus fährt ab, und einen Moment lang wirkt es, als würde hier ein Raumschiff ablegen, unterwegs in eine fremde Galaxie.

Im Inneren des Busses: Klimaanlage, kalt gedimmtes LED-Licht, SWR4. Schlagersänger Andreas Gabalier trällert: „Mit an Madl in da Hand geh ma mir durch unser Land“. Dann muss Gabalier den Mund halten, der Busfahrer macht eine Durchsage:

„Guata Morga, I ben dr Manni, zu mir sagt man allgemein Manni“, sagt er in breitem Schwäbisch. „Ich hab vorne in der Kühlbox was zu trinken: Apfelschorle, Johannisbeerschorle, Bier, Sekt und Aqua Minerale destillata, auch genannt Mineralwasser.“

Der kam gut, einige Fahrgäste in der hinteren Reihe kichern.

Manni: „Die Toilette ist einsatzbereit, aber bitte rückwärts eintreten, sonst kriegt ihr Wendeschwierigkeiten.“

Der kam noch besser, diesmal kichern auch die aus Reihe eins bis vier.

Eigentlich müsste Manni Horlacher nicht mehr Bus fahren. Er ist Baujahr 57 und seit Kurzem in Rente. Er war Koch, später Metzger, hat geheiratet, ein Haus gekauft und einen Garten bepflanzt, ein rundlicher, gedrungen Mann mit Madonnenkette im weißen Brusthaar, dem nie die Sprüche auszugehen scheinen. Seine Frau Ilse und deren Schwester begleiten ihn – zur Gartenschau nach Neuenburg am Rhein.

33 Grad hat der Wetterbericht für den Nachmittag angekündigt. Gut vier Stunden wird die Reisegesellschaft unterwegs sein, wird Stuttgart, Pforzheim, Karlsruhe und Freiburg passieren, um in den südwestlichen Zipfel der Bundesrepublik zu gelangen. Und abends die gleiche Strecke wieder zurück. Das alles für ein paar Blumen?

Ja, genau. Auch im Frühling 2022 begann eine seltsame Völkerwanderung und zog sich hinein bis in den Herbst: Hunderttausende uniformierten sich in geblühten Kleidern, beigefarbenen Anglerwesten und Gesundheitsschuhen, schmierten Brote und schnitten Äpfel, leerten Speicherkarten und luden Akkus, schulterten ergonomische Rucksäcke und brachen frühmorgens busladungsweise auf, um eine der drei Landesgartenschauen des Jahres 2022 zu besuchen.

Da ist die Kleinstadt Beelitz in Brandenburg, 15 Hektar Obstbäume, Wildrosen, Blumenschau in der Pfarrkirche. Das Motto

der Spargelstadt: „Ein Gartenfest für alle Sinne“. Der Geruchssinn wird auch bedient: Im Sommer brannte der Wald neben der Stadt, der Brandgeruch wehte an manchen Tagen bis auf das Gelände der Gartenschau.

Da ist Torgau in Sachsen. Ein Gelände, groß wie 33 Fußballfelder, gequetscht in den Spalt zwischen Stadtpark und Elbwiesen. Das Motto hier: „Natur. Mensch. Geschichte.“

Und Neuenburg am Rhein, an der Grenze zu Frankreich. Seit der Rheinbegradigung im 19. Jahrhundert liegt die Stadt allerdings nicht mehr am Fluss, sondern fast einen Kilometer davon entfernt. Man ahnt es schon: Die Gartenschau soll endlich die Lücke schließen.

Aber weil die Stadt im Zweiten Weltkrieg massiv bombardiert wurde, kamen vor den Gärtnern die Kampfmittelbeseitiger und buddelten das halbe Gelände um. Sie fanden Stacheldrahtzäune, Munition, eine 500-Kilogramm-Fliegerbombe und gruben zudem ein 1,5 Millionen Euro tiefes Loch in die städtischen Kassen.

Seit Jahren sinken die Besucherzahlen der deutschen Landes- und Bundesgartenschauen. Im hessischen Bad Schwalbach blieben 2018 die Besucher fern, die Bundesgartenschau 2015 in der Havelregion schrieb zwölf Millionen Euro Verlust, die Liste ließe sich fortführen. Immer wieder kritisiert der Bund Deutscher Steuerzahler Defizite nach Gartenschauen.

Gleichzeitig heizt sich Europa auf. Der Städte- und Gemeindebund geht davon aus, dass manche Regionen in Deutschland während anhaltender Dürreperioden künftig ihren Wasserverbrauch einschränken müssen. Wie passt das zusammen? Inszenierte Natur, bewässerte Blumenmeere, während die Wälder drumherum verdursten?

Im silberfarbenen Raumschiff spielen solche Gedanken naturgemäß keine Rolle. Die Stimmung ist ausgelassen.

Da sind Elisabeth und Mathias, beide 70, er mit Schiebermütze, sie im Blumenkleid. Sie führen eine Wochenendbeziehung und machen gerade ihren ersten großen Ausflug seit der Pandemie.

Da ist Steffi, 68, eigentlich sollten drei Freunde neben ihr sitzen. Aber wie das eben so ist: Die anderen sind krank geworden.

Da ist Renate, 82, die an diesem Morgen nur einen kleinen Kaffee getrunken hat, damit sie im Bus nicht so oft aufs Klo muss.

Und da ist ihre Tochter Sabine, 62, die ihre Mutter begleitet und findet, es sei „schon ein bisschen deppert“, so lange im Bus zu sitzen für eine Gartenschau.

Um kurz vor elf lässt Manni den Bus auf einen staubigen Parkplatz rollen und stellt den Motor ab. Alle aussteigen bitte. Helle Arme werden eingecremt, Sonnenbrillen mit Stärke werden aufgesetzt. Manni drückt sich einen Strohhut auf, rückt sein kariertes Kurzarmhemd zurecht und stiefelt los. Er ist zufrieden, sie sind gut durchgekommen.

Seit Eröffnung der Schau im April gleicht die Innenstadt der Filmkulisse einer Kleinstadtromanze. Akkurat gestutzte Bäume



Unterwegs in eine fremde Galaxie: Busfahrer Manni Horlacher und seine Frau Ilse steuern die Gartenschau in Neuenburg an. Sie sind, wie alle im Bus, jung geblieben.

werfen akkuraten Schatten auf den Marktplatz. An jeder zweiten Laterne hängt ein Blumenkübel mit Hortensien oder Oleander. An Fahnenstangen flattert das Logo der Gartenschau im Wind: eine Blume. Geschäfte verkaufen Gartenschau-Fanartikel, Taschen, Rucksäcke, die Holzfigur einer meditierenden Biene, 13,90 Euro, bitte.

Gutgelaunte Ticketkontrolleure am Eingang. Dahinter eine ältere Dame, die ein bisschen aussieht wie eine Sonnenblume. „Wie schön, dass Sie da sind“, grüßt sie strahlend. Sie trägt ein gelbes Kleid, gelbe Stöckelschuhe und einen gelben Hut. Überhaupt tragen viele Frauen Blumenkleider. Unter einer Buche sitzt eine Tulpe in pinkfarbener Bluse, in einer Hängematte baumelt eine Rose mit Perlenketten und rosenrotem Lippenstift. Bisweilen fällt es schwer zu sagen, wo genau das Blumenbeet aufhört und wo die Frau anfängt.

Vier Monate zuvor, im April: Der Ministerpräsident von Baden-Württemberg samt Gattin haben sich in Neuenburg angekündigt. Kretschmann schüttelt Hände, sobald er eine Kamera sieht, stößt er Worte aus wie „großartig“, „sehr toll gestaltet“ oder „gut angelegtes Geld“. Was Kretschmann nicht sagt an diesem Tag: Gartenschauen und Geld, das ist eine komplizierte Sache.

Bürgermeister Joachim Schuster ist 66 Jahre alt. Seit mehr als 30 Jahren dirigiert er nicht nur die Neuenburger Stadträte, sondern ist auch Coach der Fußball-Nationalmannschaft der Bürgermeister. Er schlug die Amtskollegen aus Italien, Österreich oder der Schweiz oft haushoch.

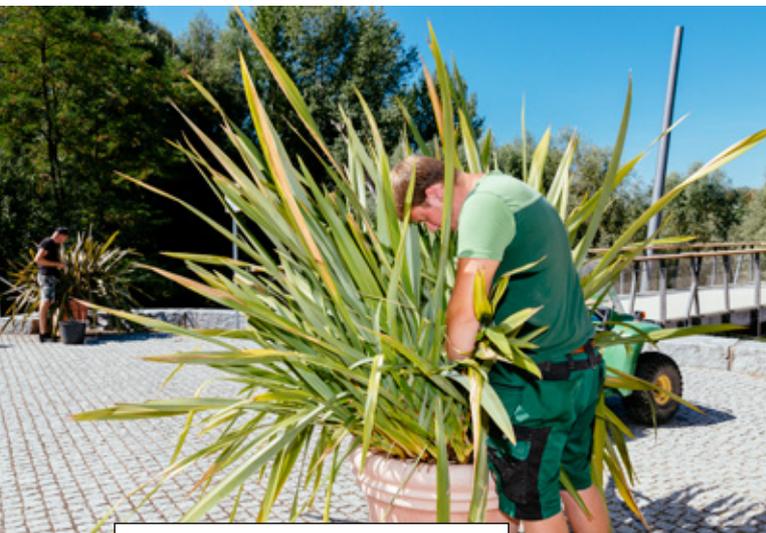
570 Kilometer
für ein paar
Blumen?
„Das ist schon
ein bisschen
deppert.“

Treffpunkt Gartenschau: Dieser Herr spielt regelmäßig Boule mit seinen Freunden auf dem Gelände in Neuenburg. Klar, dass alle eine Jahreskarte haben.





Busfahrer Manni schnuppert an einer rosafarbenen Dahlie. Mit den Blumen wollen sie die Besucher anlocken, sagen die Veranstalter — und sie dann diskret über Klimaschutz daheim im Garten aufklären.



Maniküre einer Palmilie. Louis Pfefferle ist Azubi eines regionalen Garten- und Landschaftsbauers. Die Gartenbaulobby fördert die Blumenschauen nach Kräften.

1992, nach nur einem Jahr im Amt, beauftragte Schuster erstmals einen Landschaftsarchitekten damit, sich Gedanken über eine Gartenschau in Neuenburg zu machen. Seinen Gemeinderat schleppt er bald jedes Jahr zu einer anderen Gartenschau.

Lange musste er warten, aber 2010 saß er schließlich zusammen mit dem damaligen Ministerpräsidenten Stefan Mappus in einer Pressekonferenz, das Landeskabinett tagte in Neuenburg.

Was Schuster nicht wusste: Der Ministerpräsident hatte die Vergabe der Landesgartenschau 2022 auf die Tagesordnung gesetzt. Die Landesregierung hatte eingesehen, dass eine Stadt, die „Neuenburg am Rhein“ auf dem Ortsschild stehen hat, auch gefälltigt an den Rhein gehört. „Als ich erfahren habe, dass wir den Zuschlag haben, war es gut, dass ich auf einem Stuhl saß“, sagt Schuster heute.

Will eine Kommune eine Gartenschau ausrichten, muss sie sich erst einmal hinten anstellen. Bundesgartenschauen finden alle zwei Jahre in wechselnden deutschen Städten statt und sind oft auf Jahrzehnte im Voraus vergeben. Landesgartenschauen gibt es jedes Jahr mehrere, in wechselnden Bundesländern. Und auch da ist die Warteschlange lang.

Erhält eine Kommune den Zuschlag, kann sie Fördergelder vom Bund, von den Ländern und der EU beantragen. Für Daueranlagen wie etwa Spielplätze oder den Park erhielt Neuenburg insgesamt rund fünf Millionen Euro Zuschüsse. Dazu musste Neuenburg mehrere Millionen Euro selbst aufbringen, viel Geld für ein 12000-Einwohner-Städtchen.

Der Haushalt wird eine Zeitlang eintrocknen, das weiß Schuster schon jetzt. „In den nächsten drei, vier Jahren werden wir keine größeren Projekte angehen können“, sagt er. Leiden müsse die Bevölkerung darunter aber nicht, alle Schulen seien gebaut, alle Turnhallen erweitert. Schuster tritt im Frühjahr 2023 in den Ruhestand, nach 32 Jahren im Amt.

Was bleibt?
Erstaunlich
viel. Etliche
Parks in
deutschen
Großstädten
sind grüne
Überbleibsel
einer
Gartenschau.

Die letzte Bundesgartenschau fand 2021 statt, in Erfurt. Frisch Vermählte pflanzten in einem Hochzeitsgarten Rosen, wer nicht gut zu Fuß war, fuhr mit dem gläsernen Panoramafahrrad auf den Petersberg im Zentrum der Stadt, wer besser zu Fuß war, nahm auf der anderen Seite eine Art Fußmatte und sauste in einer riesigen Rutsche wieder hinab.

Dazu 37,5 Tonnen verkaufte Bratwürste, 50000 Liter geschlecktes Eis, 2000 Liter versprühtes Desinfektionsmittel, über 10000 Rollen, nun ja, verbrauchtes Toilettenpapier. 171 Tage, 1,5 Millionen Besucher, ein Budget von 140 Millionen Euro. Und trotz Corona am Ende nur rund 500000 Euro Miese. Die Gartenschau, so sieht man das in der Stadt, war ein Erfolg.

Sieben Kilometer Luftlinie vom Gelände entfernt hat Axel Klapka sein Büro. Er ist Landschaftsarchitekt und Professor an der Fachhochschule Erfurt und hat selbst zwei Landesgartenschauen und die Internationale Gartenausstellung (IGA) in Berlin mitgeplant. Was ist geblieben von der Gartenschau, jetzt, wo die Beete eingerollt, die Tore geschlossen sind?

Klapka sagt, der Nordpark entlang des Flusses Gera sei ein Paradebeispiel dafür, was eine Gartenschau anstoßen könne. Gewerbegebiete wurden zurückgebaut, Grünflächen zu einem grünen Band zusammengeschlossen. Es gibt einen neuen Uferweg und neue Spielplätze. Der sozial durchmischte Stadtteil Nordstadt mit seinen Plattenbauten ist nun an die Grünflächen angeschlossen. Klapka sagt: „Das bringt die Stadt zusammen. Was die da gemacht haben, ist unglaublich.“

Genau darum gehe es, führt Klapka weiter aus: Gartenschauen sollen in Städten Erholungsflächen schaffen oder Industriebrachen aufwerten. Viele Parks und Grünflächen deutscher Städte sind Überbleibsel einer Gartenschau. Wenn die Blumenpracht verblüht ist, soll ein schöner Flecken Erde bleiben.

„Das klappt meistens auch“, sagt Klapka. Der Westfalenpark in Dortmund, der Seepark in Freiburg oder Pflanzen und Blumen in Hamburg sind Beispiele dafür. In Gelsenkirchen verwandelte sich ein altes Bergwerksgelände in einen Park, in Magdeburg und Potsdam erblühten ehemalige Militärgelände.

Die Planer müssten auf vieles achten, sagt Klapka, vor allem: dass keine Flächen versiegelt werden. Dass statt einer Grünfläche eine Asphalt-, Waschbeton- oder Betonfläche entsteht. „Niemand will sich im Hochsommer auf solchen Flächen aufhalten“, sagt Klapka. Schon gar nicht in Zeiten des Klimawandels. Der Landschaftsarchitekt fordert deshalb, die Gartenschauen mehr als Zukunftsareale zu nutzen. Warum nicht solche Bäume, Blumen, Gewächse pflanzen, die Wasser nicht verdunsten, sondern speichern?

Kies knirscht unter Manni Horlachers Füßen. Er schlendert vorbei an saftigen Obsthainen und Streuobstwiesen. Apfel- und Kirschbäume werfen ihre Schatten auf den Weg. Den Hauptpark durchzieht ein Blütenband. Am Wegesrand: buschige, perlweiße Hortensien, schmalblättrige Zinnien, rosarote Dahlien, deren Blüten in der Luft schweben wie kleine Raumschiffe. Manni steckt seine Nase hinein, schließt die Augen und inhaliert genießerisch ihren Duft.

Christa Nietzel im sonnengelben Kleid vor sonnengelbem Beet. Als ehrenamtliche Helferin pendelt sie seit Jahren von Schau zu Schau und begrüßt Besucher am Eingang. „Gartenschauen sind Wohlfühlöasen“, sagt sie.



Mehr Kitsch, weniger Wasser: vorne ein Steinbeet mit Kakteen und anderen Sukkulenten, im Hintergrund ein Blumenpfau mit Sommerflor. Die Macher setzen heute verstärkt auf wasserspeichernde Pflanzen und Bäume.







„Manche Besucher sind enttäuscht, dass wir nicht mehr Blumen gepflanzt haben“, sagt Nils Degen, einer der Chefs der Schau in Neuenburg.



Zwei Jugendliche laufen durch das ausgetrocknete Flussbett des Klemmbachs, im Hintergrund der 35 Meter hohe Bertholdturm. Nach der Landesgartenschau hat die Stadt Neuenburg Schulden in Millionenhöhe.

Manchmal bleibt er stehen, nickt anerkennend oder schüttelt den Kopf. „Sieht top aus, die Blumen gefallen mir“, sagt er dann, oder: „Der rote Oleander da drüben, Ilse, das ist doch Oleander? Der ist vertrocknet, das gefällt mir nicht.“

Auch an einem Strauch Dahlien bleibt Manni stehen und lässt seine schwieligen Finger über die Blüten gleiten, so liebevoll, als streichle er ein Katzenbaby. „Ist das nicht wunderschön?“, fragt er mehr ins Nichts als seine Frau.

Der französische Maler Henri Matisse hat einmal geschrieben: „Es gibt überall Blumen, für den, der sie sehen will.“ Jeder versteht Blumen. Vielleicht sind sie so etwas wie der kleinste gemeinsame Nenner der Ästhetik. Schönheit, auf die sich jeder einigen kann.

Ein Paar, beide etwa Mitte siebzig, hält sich fest an den Händen und schlendert am Beet vorbei. Kurz blickt der Mann nach links und rechts, kein Gärtner in der Nähe, dann bückt er sich, reißt eine rote Rose ab und überreicht sie seiner Frau. Die kichert und umfasst mit einem Arm seine Hüfte.

Drei Wochen zuvor schlendert Nils Degen hier entlang und wirkt dabei wie ein Vater, der stolz der Verwandtschaft sein Neugeborenes präsentiert. Degen ist einer von zwei Geschäftsführern der Landesgartenschau in Neuenburg. Mehrere Jahre hat er in dieses Projekt gesteckt. Seine Haut ist gebräunt, seine Hände sind schwielig, man sieht ihm an, dass er viel draußen ist.

Er führt vorbei an Wiesen, viele von ihnen hat die Sonne verdorren lassen. Das Wasser für die Pflanzen, sagt Degen, komme aus einem Tiefbrunnen, er zapfe eine riesige Grundwasserblase im Boden an. 50 Millionen Liter, mehr als 300 000 Badewannen, dürften die Gärtner insgesamt zum Gießen entnehmen, am Ende käme man wohl bei der Hälfte raus.

Am Rheinufer wuchert Gestrüpp zu einem wilden Dickicht. In einem Solargewächshaus reifen saftige Gurken, pralle Melonen, fleischige Tomaten. Die Landesforstverwaltung hat an ihrem Stand Zettel an der Wand angebracht. Schulklassen haben dort ihre Ideen für mehr Klimaschutz aufgeschrieben: „Nicht zum Spaß jagen, damit mehr Tiere in den Wäldern leben können“, steht da, oder, etwas direkter: „Fahrt halt Fahrrad oder so ihr faulen Säcke.“

Degen hebt den rechten Arm, zeigt um sich und sagt: „Manche Besucher sind enttäuscht, dass wir nicht mehr Blumen gepflanzt haben.“

Es ist ein Kompromiss, den er und seine Kollegen eingehen. Er lautet: Magerwiesen statt Fußballrasen, nicht nur gefüllte Blumen, sondern auch einhäusige, die Bienen als Weide dienen können. Klar, die Leute kämen wegen der Blumenpracht, deswegen zahlen sie 19 Euro Eintritt. Aber wenn sie schon mal da seien, sagt Degen, dann könnten sie gleich auch etwas über Nachhaltigkeit lernen.

Also viel weniger inszenierte Natur als früher? Degen kneift die Augen zusammen. „Wir können mit einer Gartenschau ein sehr großes Publikum erreichen und für das Thema Nachhaltigkeit sensibilisieren.“ Menschen, die sonst wenig Berührungspunkte mit Themen wie Biodiversität hätten: von der Schulklasse bis zum Rentner.

Wenn die Gartenschau im Oktober endet, wird Nils Degen weiterziehen. Zur Landesgartenschau in Ellwangen. Die findet 2026 statt, dort gibt es noch viel zu tun. Bald also muss Degen Neuenburg verlassen, den Ort, an dem er jahrelang gegraben, geplant und gerechnet hat. Er wird das schweren Herzens tun, sagt er.

Später steht Manni Horlacher am Rheinufer, das Wasser gurgelt, die Blätter der Bäume wiegen im Wind. Die Menschen um sie herum lesen „Tina“, es geht um „Die cremigsten Käsekuchen“ und

„7 Mittel, die alles heilen“. Sie unterhalten sich über ihre Kinder und Enkel und darüber, wie schnell die Zeit vergeht. Eine Frau in weißem Kleid und Dauerwelle, sie erinnert an eine Hortensie, sagt zu ihrem beigebewesteten Mann: „Ist das nicht schön, Otto? So ein herrlicher Tag.“

Vielleicht geht es bei einer Gartenschau genau darum: sich einfach einen schönen Tag zu machen. Ein paar Hektar Garten Eden, ja, heile Welt. Das Leben draußen ist brutal genug.

Um 16.13 Uhr sitzen alle wieder im Bus. Grüne Stoffvorhänge werden zugezogen, Manni hat das Radio leiser gedreht, kaum jemand spricht. Renate, 82, zieht ihre Schuhe aus, sie ist es nicht gewohnt, so lange darin zu laufen. Ihre Tochter Sabine ärgert sich, sie tippt auf ihrem Handy herum, aber der Bildschirm bleibt dunkel, auf dem Gelände ist es ihr ins Klo gefallen.

Ein bisschen Stau, ein bisschen Andreas Gabalier, um kurz nach 20 Uhr hält der Bus erst in Göppingen, dann in Lorch. Mit einem „Ade“ verschwinden immer mehr Menschen in die Abendsonne. Bis wir in Schwäbisch Gmünd ankommen.

Zwei Tage später, Sonntag, ist Rosentag. Mit der Gartenschere entfernt Manni eingetrock-

MAKING OF



DAVID HOLZAPFEL & MARTIN ALBERMANN

Als David und Martin in die Welt der Gartenschauen eintauchten, konnten sie ein Gänseblümchen nicht von einer Margerite unterscheiden. Unzählige Beete und Wiesen später ist das kein Problem mehr. Na gut — auch dank praktischer Pflanzenbestimmungsapps. david.holzapfel@gmx.net martin.albermann@posteo.de

nete Triebe aus den Rosensträuchern hinterm Haus. Sein Garten ist 180 Quadratmeter klein. Eine Hecke schließt das Grundstück. In einer Ecke des Gartens steht ein aufblasbarer Pool, auf der Terrasse thront ein Gasgrill des Sternkochs Jamie Oliver, zum Sechzigsten hat er einen Mähroboter bekommen, Honda Miimo, er hält den Rasen dreimal die Woche kurz. In jedem Eck des Gartens reifen Erdbeeren, Bohnen, Gurken, Blaubeeren, Tomaten.

Manni sitzt im Pavillon in der Gartenmitte, Wespen umkreisen seinen Kopf, die Hitze drückt. Was bedeutet ihm sein eigener Garten? Er überlegt, kratzt sich am Bart. Dann sagt er: „Wenn ich Geburtstag hab, hüpfen hier dreißig Leute rum. Meine Enkel planschen im Pool. Wenn ich mal mit meiner Frau gestritten habe, lege ich mich einfach unter den Apfelbaum. Ich lebe hier, das ist meine Heimat.“

2023 wird er wieder zur Landesgartenschau fahren, dann nach Balingen. Vielleicht wieder am Steuer des Reisebusses. Vielleicht läuft dann wieder SWR4, reißt er die gleichen Sprüchen, kommen Ilse und ihre Schwester wieder mit, im silberfarbenen Raumschiff, unterwegs in eine gar nicht so fremde Galaxie.



Abhängen: Zwei Besucherinnen entspannen in Hängematten. Vor allem darum geht es — sich gemeinsam einen schönen, bunten Tag zu machen, das Grau des Alltags einmal zu vergessen.

Fischers Fritzin

FOTOS
ANTON VESTER

TEXT
ANNA SCHELD



Es geht nur um ein Stadtfest im Allgäu – und doch um mehr: Darf eine einzelne Frau eine 425 Jahre alte Männertradition zerstören? Ja, sagt ein Gericht. Nein, sagen viele Einwohner von Memmingen.



CHRISTIANE RENZ

Christiane Renz mit ihrem Kesch, dem „Bären“. Ein Freund hatte ihr schon vor Jahren angeboten, als Mann verkleidet mit seinem Bären in den Bach zu springen. Sie lehnte ab. Wenn, dann wollte sie etwas verändern. Linkes Bild: Zwei junge Männer schmücken jubelnd den Fischerbrunnen in der Altstadt, am Vortag des Festes.

**ANDREAS LORENZ**

Als Lorenz zum ersten Mal als kleiner Junge in den Bach sprang, konnte er seinen „Bären“ — so nennen sie das Fischernetz — kaum halten. Heute kleben Dutzende gestempelte Marken an seinem Fischerhut. Jeder muss sich frühmorgens vor dem Fest eine abholen, um teilnehmen zu dürfen.

M

Memmingen liegt in Oberschwaben, zwischen Allgäu und München. Eine schicke Altstadt, Kopfsteinpflaster, Fassaden in Pastelltönen. Der Marktplatz strahlt im Mittelalter-Look, die Zeit vergeht hier langsamer als anderswo. Immerhin: Die kleine Stadt hat vor ihren altertümlichen Toren einen internationalen Airport. Ryanair nannte den Flughafen mit seinen sieben Gates großspurig „München West“, von dem in guten Zeiten bis zu 1,7 Millionen Urlauber im Jahr nach Mallorca oder Alicante abhoben. Aber das ist Vergangenheit. Vor Corona, vor der Spritpreis-Krise, schlimme Zeit heute. Nichts mehr wie früher.

Jetzt darf sogar eine Frau in den Stadtbach springen.

Die Welt, sagen einige Memminger Männer, geht den Bach hinunter, und schuld daran ist auch Christiane Renz.

Noch vier Wochen. Christiane Renz sitzt in einem Café in der Memminger Fußgängerzone und beschwert sich bei der Bedienung über die Sahne auf ihrer Eisschokolade. Sie sei nicht süß genug. Nicht weit von ihrem Schokobecher fließt der Stadtbach, die Memminger Ach, eher Rinnsal als Fluss. Aber der Stadtbach hat es in sich: Einmal im Jahr springen mehr als 1000 Memminger in das Gewässer, um zu versuchen, die dickste Forelle des Jahres zu fangen. Diesen Satz muss man nicht gendern, denn nur Männer dürfen am traditionellen „Fischertag“ um den Thron kämpfen – also darum, Fischerkönig zu sein.

Durften, muss es richtig heißen. Denn das Landgericht Memmingen hat 2021 ein Urteil gesprochen: Zum ersten Mal seit 425 Jahren soll nun auch eine Frau in den Bach springen dürfen oder, wie sie hier sagen, „nejucken“. Christiane Renz hat sich per Gerichtsurteil zu einer Party eingeladen, bei der sie ausdrücklich eingeladen war.

Noch drei Tage bis zum Tag der Tage. Christiane Renz spaziert am Stadtbach entlang zum Marktplatz. Dort, in einer ehemaligen Apotheke, hat die „Feministische Aktionsgruppe“ ihre Räume. Dem alten Schriftzug über dem Eingang hat die Gruppe zwei Pünktchen verpasst. „Möhrenapotheke“ steht jetzt da. Renz will ihr T-Shirt für den Fischertag abholen, die Aktionsgruppe hat gleich mehrere davon bestellt. „Equality hurts no one“ ist darauf gedruckt, was auf Schwäbisch übersetzt ungefähr heißt: „Gleichheit duat koim wea.“

Empfangen wird Renz von Selina. Blaue Haare, Nasenring, heisere Stimme. Ihre Finger sind übersät mit bunten Farbtupfern, bis eben hat sie Plakate bemalt. Natürlich könnte sie nach Hamburg ziehen, nach St. Pauli, ins Epizentrum der linken Szene. Aber was passiert dann mit ihrer Heimat? „Wenn wir gehen würden“, sagt sie, „wäre Memmingen ein konservatives Loch, in dem sich nichts bewegt.“

Für Memmingen ist der Fischertag das höchste Fest im Jahr. Wichtiger als Weihnachten. Das Ausfischen des Stadtbachs im Sommer ist ein Brauch, der sich aus dem Mittelalter durch die Jahrhunderte bis ins Heute schlängelt. Fischerkönig wird, wer den schwersten Fisch erwischt. Eine Wer-hat-den-Größten-Tradition,

organisiert vom Fischertagsverein, dem mächtigsten Verein der Stadt mit 4300 Mitgliedern. Fragt man sie, was ihnen das Fest und der Verein bedeuten, leuchten die Augen. Verträumter Blick in die Ferne, Suche nach Worten. Meistens reicht für die Antwort ein einziges Wort: „Heimat“.

Frauen dürfen Mitglied im Verein sein. Doch am Tag der Tage stehen sie am Rand als Kübelweiber, wachen über die Forellen, die ihre Männer ihnen aus dem Bach in die Eimer reichen. Sie dürfen nicht mitfischen. So bestimmten es bisher die Vereinsstatuten.

Christiane Renz war um die 20, als sie Anfang der 80er Jahre in den Verein eintrat. Eine junge Frau, aufgewachsen in der Illusion von Gleichheit. Auf der Mädchenschule, die sie besuchte, machten die Lehrer keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern, denn es gab ja keine Jungs. Ihren Aha-Moment hatte sie mit 15, als sie den Roman „Die Töchter Egalías“ der norwegischen Autorin Gerd Brantenberg von einer Freundin auslieh. Sie las und las und tauchte ab in eine fiktive Welt, in der Frauen keine BHs tragen, stattdessen tragen Männer PHs. Das Verb „herrschen“ gibt es nicht, es heißt „frauschen“. Eine Utopie, in der die Geschlechterrollen komplett verdreht sind. Ab diesem Moment, sagt Renz, habe sie keine Erklärung mehr stehen lassen und alles hinterfragt. Auch den Fischertag.

Während Renz in der „Möhrenapotheke“ ihr T-Shirt auspackt, sitzt ein paar hundert Meter weiter Werner Eberhardt in seiner Werkstatt und prophezeit: „Alle werden sie auslachen, wenn sie nichts fängt.“ Er hat sein Amt im Fischertagsverein zurückgegeben, als klar war: Christiane Renz darf mitfischen. Schon sein Großvater war im Verein, sein Vater ebenso. „Das konnte man bestimmt seismographisch messen“, sagt er und zeigt schräg hinter sich aus dem Fenster in Richtung Friedhof, „wie sich mein Großvater im Grab umgedreht hat, als die Satzung geändert wurde.“

Wo die Toten im Grab rotieren, zerreißt es erst recht die Lebendigen. Nichts ist mehr heilig, nichts mehr sicher vor dem Zerfall der guten alten Sitten. „Früher“, sagt Eberhardt, und seine Stimme klingt jetzt halb erregt, halb drohend, „da haben wir die Fische



In einem Hinterhof am Marktplatz trifft sich das feministische Kollektiv von Memmingen. Sie malen Banner und Plakate und überlegen sich, wie sie die konservative Mehrheit auf-rütteln können – zum Beispiel am Fischertag.



noch am Bachgeländer bewusstlos geschlagen, zehn Stück nacheinander in den Eimer, zack, zack, zack.“ Heute müssen etliche Sicherheitsauflagen erfüllt werden, die gefangenen Forellen werden unter den Augen von Tierärzten in einem Zelt fachmännisch mit einem Stich ins Herz getötet. So weit ist es gekommen.

„Und jetzt darf auch noch eine Frau mitfischen.“ Eberhardt schüttelt den Kopf. Sein Vater habe vor Jahren auf seinem Sterbebett zu ihm gesagt: „Wenn eine Frau reinspringt, musst du aufhören.“ Also tat er das. Beim Verlassen seiner Werkstatt äußert er noch eine Bitte: „Nennen Sie bloß meinen Namen nicht.“ Er wolle keinen Ärger. Darum heißt Eberhardt in Wirklichkeit anders.

Die Revolution der Christiane Renz begann höflich: Vor fünf, sechs Jahren unterhielt sie sich mit der einzigen Frau im Vorstand und sprach das Thema an. Ob der Verein nicht langsam mal die Satzung ändern wollte. Frauen sollten auch mitmachen dürfen. Doch schon die Frage war ein Sakrileg, wurde als „Nestbeschmutzung“ abgetan, sagt Renz.

Mehrmals stellte sie Anträge, mehrmals holte sie sich eine Abfuhr. Während der Sitzungen sprach niemand mehr mit ihr. Sie wurde im Raum übersehen, als sei sie gar nicht da. Einmal bat sie, den Antrag komplett vorzulesen, auch die Begründung. Etwa 15 von 200 Delegierten stimmten für die Änderung. Viele klatschten, als der Antrag abgelehnt wurde.

Flaggen, Bierbänke und in der Mitte das Gerüst einer Bühne:

In den Tagen vor dem Fest bereiten die Memminger ihren Marktplatz auf den Fischertag vor. Die letzten beiden Male musste er ausfallen — Corona.

Dann sah sie in den Fernsehnachrichten einen Beitrag. Er handelte von einer Berliner Anwältin, die per Klage die Teilnahme ihrer Tochter in einem Knabenchor durchsetzte. Renz schrieb der Anwältin eine Mail und berichtete vom Fischertag: „Vielleicht ist das für Sie interessant.“

Auch im bayerischen Voralpenland hat sich in den letzten Jahrzehnten einiges verändert: Zwölf von insgesamt 41 Sitzen im Memminger Stadtrat sind derzeit von Frauen besetzt (29 Prozent), Memmingen ist „Modellregion Zukunft der Mobilität“, und beim Eishockeyclub ECDC hat man sich schon überlegt, ob „Indianer“ noch der passende Beinamen für den Verein ist. Die Zeiten, als hier selbst ein Besenstil gewählt worden wäre, Hauptsache, er ist Mitglied der CSU, sind jedenfalls längst vorbei. Bei der letzten Bundestagswahl kam die CSU in Memmingen nicht einmal mehr auf 30 Prozent. Man gibt sich modern und doch traditionsbewusst. Laptop und Lederhose, der bayerische Slogan, gilt auch hier. Deshalb wirbt die Stadt auf Flyern mit: „Memmingen – Stadt mit Perspektiven“. Vor allem mit männlichen.

An den Tagen vor dem Fischertag verändert sich die Stadt. Mit jeder Stunde, die er näher rückt, wächst die Unruhe, die Vorfreude, die Anspannung. Bis zu 40000 Besucher kommen jedes Jahr, um das Spektakel zu sehen. Auch dieses Jahr sind die Hotelzimmer ausgebucht, die Kneipen am Abend oft bis auf den letzten Platz gefüllt. Wird sie wirklich springen? Wird Christiane Renz als erste Frau der Welt, ja, des ganzen Kosmos offiziell in den Stadtbach „neijucka“? Wird sie ihr Recht beanspruchen, das ihr erst das Amtsgericht, dann das Landgericht zugesprochen haben und gegen das es keinen Einspruch, keine Revision mehr geben wird, nicht einmal vor dem Bundesverfassungsgericht?

Zwei Tage noch. Renz mag den Rummel um ihre Person nicht. Sie triumphiert nicht, jedenfalls nicht laut. An diesem Nachmittag, 37 Grad, kühlt sie sich im Stadtpark im Bach die Füße ab. Hierher kommt sie oft, wenn ihr der Trubel in der Stadt zu viel wird. Zu viele eigene Gedanken, zu viele andere Gesichter. Dann braucht sie Bäume statt Beton, Grün statt Grau. Sie starrt auf Bienen, die in Blüten krabbeln, und verliert sich im Nichtsdenken.

Diesen Zustand nennt sie „das Guckerle“. Der Blick haftet sich fest, geht gleichzeitig ins Leere. Und der Geist fliegt frei.

Renz kann gut mit Tieren. Viel besser als mit Menschen, sagt sie. Sie ist Tierärztin, in ihrer Praxis bietet sie Kurse an, um gestörte Beziehungen zwischen Mensch und Hund zu behandeln. Ziel dabei sei es, so schreibt sie auf ihrer Website, dass ein Tier unerwünschte Verhaltensweisen verlernt. Bei Tieren weiß sie, wie das geht. Aber bei Männern?

Der Marktplatz am Abend vor dem Fischertag. Der „Büttel“ in seinem historischen Kostüm kündigt von der Bühne den morgigen Fischertag an, neben ihm stehen der scheidende Fischerkönig und der Oberbürgermeister. Die Zuschauer auf der Tribüne klatschen zum Takt der Trommelmusik. Dann rollt der Büttel eine riesige Papierrolle aus, von der er abliest. Er heißt Gottfried Voigt, ist Vorsitzender der Freien Wähler im Stadtrat und hat die Rede selbst geschrieben. Mehrere Wochen hat er daran gefeilt. Er setzt an in tiefstem Schwäbisch: „Liabe Leit, liabe Gäscht.“ Hält nach ein paar Zeilen inne. Dann: „Au, jetzt hau i des Gegendere ganz vergessal!“

Im nächsten Satz sagt er „Fischer Schrägstrich In“, spricht vom „Forellen- und Forellinnen-Preis“. Die Menge auf den Rängen johlt. Dann trillern Pfliffe, Buh-Rufe prasseln von den Rängen herab. Sie sind Christiane Renz gewidmet.

Samstag. Fischertag. 6 Uhr. Christiane Renz steht zwischen 1100 Männern auf dem Schulhof der ehemaligen Realschule, um sich den Stempel zur Teilnahme abzuholen. Alles, auch das „Neijucken“ in den Stadtbach, hat seine Ordnung. Die Männer stehen in Grüppchen, manche sprechen miteinander, andere grölen sich die Gesichter rot und prosteten sich schon um diese Uhrzeit mit Bierflaschen zu. Immer wieder sehen sie aus den Augenwinkeln zu ihr. „Isch se da?“, fragen sie zischend aus allen Richtungen.

Man sieht ihr nicht an, was sie denkt. Das Kinn hält sie leicht gehoben. Ihre Augen springen zwischen den verschiedenen Männer-Grüppchen umher. Einer kommt zu ihr, drückt ihr die Hand und versucht einen Scherz: „Das ist ja fahrlässig, was du

Wird sie wirklich reinspringen? Das fragen sich die Männer des Vereins bis zuletzt. Sie trauen es ihr nicht zu. Denn sie glauben, dass den Frauen das „Neijucken“ zu dreckig und zu nass ist.

Christiane Renz sagt, sie könne besser mit Tieren als mit Menschen. In ihrer Kleintierpraxis bietet sie Verhaltenstherapie für Hunde an. Ob das gleiche Programm auch bei Männern wirken würde?



1597

wird der Fischertag zum ersten Mal erwähnt. Mittlerweile ist er zum Volksfest mutiert. Die Schmotzgruppe hat früher den Bach gereinigt, nachdem er leer gefischt war. Heute unterhält sie die Menge mit lustigen Einlagen: Wasser spritzen, Rauchbomben werfen und klirrende Töpfe über das Kopfsteinpflaster ziehen.



Bis zu 40 000 Menschen kommen zum Fischertag, die Hotels sind ausgebucht.



Stadt feiert mit — es ist das Highlight des Jahres.



Christiane Renz jubelt — vor dem Zelt, in dem die gefangenen Fische artgerecht getötet werden. Eine große und eine kleine Forelle hat sie gefangen, das reicht ihr als Triumph.

Einige Fischer werfen Renz abschätzige Blicke zu und halten Distanz, andere kommen zu ihr und fragen: „Hasch' scho was g'fanga?“

Die Feministische Aktionsgruppe in Aktion: Mit selbstgemalten Schildern unterstützt sie Christiane Renz vom Bachrand aus.



hier machst.“ Dann geht er wieder. Ihr Bruder kommt, der hält sich raus aus dem ganzen Thema. Jetzt aber zieht er einen einzelnen Grashalm aus seinem Hut und steckt ihn an ihren. An den Hüften der männlichen Fischer hängen Dutzende bunter Zettelchen mit Teilnahme-Stempeln aus den vergangenen Jahren. Bei Christiane Renz hängt ein einziger Zettel in Hellgrün – Fischertag 2022.

Den Fischertag hört man, bevor man ihn sieht. Zur Begrüßung grölen sich Männer tief aus der Kehle ein „Heeey“ zu. Dazu heben sie den Kescher, den sie „Bären“ nennen, oder den Fischerhut. Viele röhren das „Heeey“ mit erhobener Bierflasche. Gestern war es noch ein höflicher, spitzer Ruf zum offiziellen Anlass der Büttelrede: „Hey!“ Jetzt ist es ein hitziges Bellen in schneller Abfolge, „HeyHeyHey“. Ein martialischer, kehliger Ruf. Rohe Männlichkeit. Als wäre er aus den Untiefen der Vergangenheit bis ins Heute durchgestoßen.

Kurz nach 7 Uhr. 1100 Fischer und Christiane Renz laufen in einem Zug, begleitet von mehreren Musikkapellen, ins Zentrum der Stadt. Am Rand drängen sich die Schaulustigen. Die Kapellen spielen den Schmotz-Marsch, das offizielle Lied des Fischertags. Dazu singen die Fischer: „Schmotz, Schmotz, Dreck auf Dreck, Schellakenig wüaschte Saul!“ Ein leichter Sommerregen hat eingesetzt. Etwas abseits läuft eine Gruppe Frauen im Dirndl durch die Gassen zum Stadtbach, sie beißen von Brezeln ab und schlürfen Coffee to go. Eine von ihnen hebt die Handfläche zum Himmel und sagt: „Der Himmel weint. Wegen der Frau.“

Am Bach, kurz vor acht. Um das Geländer stehen vor allem Frauen und Kinder, als die Männer und Christiane Renz eintreffen. Die „Feministische Aktionsgruppe“ hat ein Transparent an einer Straßenlaterne aufgehängt und stellt sich mit Pappschildern entlang der Stadtmauer auf.

Christiane Renz hat den Modus gewechselt. Laut grölt auch sie jetzt „HEY!“, mehrere Fernsehkameras stürzen sich auf jede Bewegung von ihr. Renz' Partner befüllt den Eimer mit Flusswasser. Er übernimmt die Rolle als Kübelweib. Sogar ihre Anwältin Susann Bräcklein ist aus Berlin angereist, ein paar weitere Verwandte und Freundinnen stehen um sie herum. Fast wie zum Schutz.

Kurz vor acht Uhr ertönt ein kollektives „Pssssschhhht“ – so ist es Tradition –, und aufgeladene Stille kriecht am Bachufer entlang. Christiane Renz sitzt schon hinterm Gelände, die Beine angewinkelt wie beim Damensitz auf einem Pferd.

Eine Kirchturmglöcke läutet acht Uhr, dann zerreißt ein Kanonenschuss die Stille. BUMM.

Ihre Augen weiten sich ganz kurz, dann springt sie in den Bach, zusammen mit 1100 Männern. Das Wasser spritzt, bis zur Wade stehen alle im trüben Bach und ziehen ihren Bären hektisch durch die schlammige Strömung. Sie rufen, sie grölen, reißen ihre Bären nach oben und befreien die zappelnden Fische aus den Netzen in die Eimer am Rand.

Zehn Sekunden nach dem Kanonenschuss spürt auch Renz ein Gewicht im Netz. Sie hat es geschafft. Applaus am Bachrand. „Der Wahnsinn, was für ein Viech!“, ruft jemand. Behutsam reicht Renz ihren Fang nach oben, wo ihr Partner ihn



entgegennimmt. Kameras klicken. Eine Frau ruft: „Frau Renz, ich fühle mich geehrt, dass Sie genau hier reinspringen. Ich wohne ja da oben. Toll, dass Sie das machen!“

Mit dem vollen Eimer machen sich Renz und ihre Leute später auf den Weg zum Versorgungszelt, wo die Fische getötet werden. An einer Ampel begegnet Renz anderen Fischern. Einer zischt sie von der Seite an: Wenn sie Stress machen wolle, solle sie doch woanders hingehen. Ein Auto wartet aufs grüne Licht, im offenen Kofferraum sitzen zwei Fischer. Sie rufen ihr zu: „Und, wie viele?“ – „Zwei!“ – Sie heben die Hüte als Zeichen der Anerkennung.

Um elf Uhr übernimmt der neue Fischerkönig sein Amt: Luca Wassermann, 28 Jahre alt, Key-Account-Manager. Hobbys: Fußball spielen und Ski fahren. 2000 Gramm wiegt seine Forelle. Sie geben ihm den Königsnamen: Luca der I., der Frische. Von einem Thron aus Birkenholz winkt er, schon stark schwankend. Das Volk applaudiert. Es geht zu wie auf einem Volksfest. Eine riesige Halle mit Bierischen und -bänken, die Musikkapelle spielt, Frauen und Mädchen im Dirndl, Männer und Jungen in bestickten Lederhosen und Karohemd. Hin und wieder ein Fischerhut auf den Köpfen der Besucher.

Ein kleines Mädchen mit Flechtfrisur steht auf einer der Bierbänke, um besser zu sehen. Sie isst Pommes aus einer Papier-tüte und schaut dabei zu, wie Luca I. mit einem geschwungenen Fischerhut zum König gekrönt wird.

Männer staksen durch schlammiges Wasser, Frauen wachen über die Plastikbübel. Seit Jahrhunderten stehen die Frauen traditionell am Rand. Nach 15 Minuten ist der Bach leergefischt. Am Ende wird gewogen: Der Fischer mit dem Dicksten wird Fischerkönig.

MAKING OF



ANNA SCHELD & ANTON VESTER

Nicht mal zwei Minuten zu Fuß liefen Anna & Anton, um von den linken Feministinnen in der Möhrenapotheke zum Vereinsheim der konservativen Fischertags-Leute zu kommen. Schnell merkten sie, dass beide Lager mit der gleichen Motivation kämpfen: große Gefühle für ihre Heimat Memmingen.

anna.scheld@posteo.de / antonvester@icloud.com



Noah will sterben

Der 23-jährige Noah beschließt, sein Leben zu beenden. Seit einem Unfall ist der Leistungssportler querschnittsgelähmt. Freunde und Familie nehmen Abschied, ein Sterbehilfe-Verein begleitet den Suizid. Doch dann geht alles schief.

TEXT
ANDREW MÖLLER

FOTOS
FINN WINKLER,
NORA BÖRDING

Noahs Grab auf dem Leipziger Südfriedhof. Seine Mutter hat ein altes Spielerfoto in die Bäume gehängt, er trägt die Nummer fünf. Seine Glückszahl — weshalb er unbedingt am 5. Februar 2022 sterben wollte.

A

An einem sonnigen Samstagvormittag im Februar kommt eine Gruppe Menschen zusammen, um den 23-jährigen Noah in den Tod zu begleiten. Auch die Sterbehelferin ist schon in seiner Wohnung in Leipzig angekommen. In ihrem roten Rucksack hat sie die Zutaten für den tödlichen Medikamentencocktail dabei.

Alles ist vorbereitet. Noah hat dem Verein erst 500 Euro überwiesen, Formulare, Patientenverfügung und Vollmachten unterschrieben. Dann hat er noch einmal 7000 Euro bezahlt und Gutachtern erklärt, dass er seit seinem Unfall mit der Straßenbahn kaum noch Lebensfreude empfindet. In den letzten Wochen hat er sich von allen verabschiedet, hat gemeinsam mit seiner Familie Trauerfeier und Beerdigung organisiert.

Der Ablauf seiner letzten Stunden ist genau geplant. Die Sterbehelferin wird ihm erst ein Mittel für den Magen geben, dann die tödliche Kombination zweier anderer Medikamente verabreichen, sodass Noah einschläft und nicht mehr erwacht. Sogar eine Ärztin, die später den Totenschein ausfüllen soll, ist informiert.

Das war ein Fehler.

Plötzlich, kurz vor 11 Uhr, klingelt es an der Wohnungstür, und davor steht die Polizei.

Noah (per Video): Das Einzige, was ich bedauere: Nie mein eigenes Kind im Arm halten und fühlen zu können. Aber ich habe keinen Zweifel, dass ich gehen will.

Die Mutter: Manchmal hilft es zu spüren, dass andere die Trauer auch nicht einfach abschütteln können.

Der Vater: Ich bin gläubiger Moslem und finde Suizid nicht in Ordnung.

Die Exfreundin: Für eine Tochter hätten wir schon einen Namen gehabt.

Die Sterbehelferin: Als die Polizei kam, hatte ich Herzklopfen. Ich weiß, was die Familie falsch gemacht hat.

Die Tante: Die Sterbehelferin trug eine Stonewashed-Jeans mit glitzernden

Blitzen und Herzen drauf. Das fand ich total unpassend.

Der Polizist: Wir mussten handeln. Auch wenn es mir ziemlich unangenehm war.

Am 26. Februar 2020 urteilte das Bundesverfassungsgericht: Paragraph 217 des Strafgesetzbuches ist nicht mit dem Grundgesetz vereinbar. Die geschäftsmäßige, also auf Wiederholung angelegte Suizidassistenz ist somit legal.

Seither können Sterbehilfevereine frei arbeiten. Im Jahr 2021 halfen die Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben, Dignitas Deutschland und der Verein Sterbehilfe insgesamt 346 Menschen in Deutschland, ihr Leben selbstbestimmt zu beenden.

Wie sehr das alle Beteiligten überfordern kann, zeigt die Geschichte von Noah. Die Rekonstruktion stützt sich auf Videos, die Noah zeigen, ausführliche Gespräche mit den Beteiligten, Dokumente, Auskünfte von Polizei und Staatsanwaltschaft.

Der Abend des 4. Oktober 2018 verändert Noahs Leben für immer – und seinen Tod. Er ist gerade nach Jena gezogen, hat auf einer Erstsemester-Party einiges getrunken und macht sich auf den Weg nach Hause. Warum er auf den Gleisen geht, an einer Stelle, an der die Straßenbahn mit voller Geschwindigkeit fährt, konnte nie geklärt werden. Um 21.56 Uhr erfasst ihn die Linie 1 von hinten.

Ein Krankenwagen bringt ihn in die Uniklinik, die Notoperation dauert mehrere Stunden. Sein Rückgrat ist gebrochen, am vierten und fünften Halswirbel. Ab da ist er querschnittsgelähmt.

Noah ist 20 Jahre alt. Er hat Pläne, Freunde und ist für seine witzigen Sprüche bekannt, schreibt Rap-Songs und sieht gut aus. In den Ferien kriegt er immer einen kleinen Bauch, durch Training aber schnell wieder ein Sixpack. Noah ist leidenschaftlicher Basketballer, dieser Sport ist sein Leben. Oft war er Mannschaftskapitän und spielte sogar ein Jahr lang für die Dresden Titans in der zweiten Bundesliga, trotz seiner Größe von nur 1,78 Metern.

Ein Oberarzt erklärt ihm, er werde wohl nie wieder selbständig atmen und sprechen können.

Seine Mutter, Claudia Berge, ist eine kluge und starke Frau, von der Noah seine direkte und lockere Art haben muss. Sie arbeitet als Sozialbetreuerin und ist alleinerziehend. Claudia tut alles, damit es Noah besser geht, und versucht gleichzei-

tig, auch für seinen kleinen Bruder Janne da zu sein.

Khamis Said bringt seinem Sohn aus Tansania Papierstücke mit heiligen Schriftzeichen mit; die Tinte löst er in Wasser auf, das er ihm als Heilmittel zu trinken gibt. In der Nacht des Unfalls hatte er geträumt, dass Noah verzweifelt um Hilfe schreit. Khamis ist ein ruhiger Typ mit Rastas, der gern an den Sommer 2018 zurückdenkt: Damals half Noah ihm in seinem Ocean Organic Homestay am Strand von Sansibar, mischte Cocktails und scherzte mit den Gästen.

Noahs Freundin Cassandra, ehemalige Volleyballerin und ein paar Zentimeter größer als er, denkt nicht daran, ihn zu verlassen. Die beiden waren gerade zusammengezogen, als Noah an jenem Abend nicht heimkam. In diesen Monaten verbringt sie viel Zeit im Krankenhaus, lernt an Noahs Bett für die Uni, manchmal bestellen sie Sushi.

Im Hamburger Querschnittgelähmten-Zentrum schafft Noah es doch, vom Beatmungsgerät loszukommen. Endlich kann er wieder normal atmen, sprechen, mal im Rollstuhl an die frische Luft. Doch Noah spürt nicht, wenn Cassandra ihm die Hand streichelt. Er kann seine Familie und Freunde nicht wie früher umarmen. Manchmal hat er unangenehme Hitzewallungen und Muskelzuckungen; seine Beine und Arme gehorchen ihm nicht. Er muss gefüttert und gewaschen werden.

Als Noah kurz vor seiner Entlassung mit seiner Mutter im Rollstuhl eine Runde durchs Klinikgebäude dreht, will er in den „Raum der Stille“. Vor einer warmen Holzwand steht darin ein Tisch und darauf ein Kreuz. Sie sind allein, und Noah beginnt bitterlich zu weinen. Er sagt: Ich will dieses Leben nicht, wäre ich doch besser gestorben. Claudia sagt: Aber du hast es ja noch gar nicht probiert!

Noah probiert es. Eine GoFundMe-Spendenaktion hatte über 100000 Euro eingebracht, nachdem Medien bundesweit von seinem Schicksal berichteten. Noah

Claudia Berge vor dem Basketballplatz am Leipziger Kant-Gymnasium. Ihr Sohn verbrachte hier unzählige Stunden. Zuerst war sie schockiert. Dann tritt sie dafür, dass er sterben durfte.

Die Mutter



Am Abend des 4. Oktober 2018 wurde Noah Berge von einer Straßenbahn erfasst und lebensgefährlich verletzt. Danach war er vom Hals an gelähmt.



Der Bruder

Janne, der kleine Bruder, umarmt seine Mutter in der Küche. Er war zuerst wütend auf Noah, fühlte sich von ihm im Stich gelassen – und redet bis heute von ihm im Präsens.

zieht mit seiner Freundin zusammen nach Leipzig, bekommt einen modernen E-Rollstuhl, den er mit dem Kinn bedient. Er stellt Assistenten ein, die ihn rund um die Uhr betreuen, ihm regelmäßig mit einem Katheter beim Wasserlassen helfen.

Um sich abzulenken, hört Noah per Alexa-Sprachsteuerung Musik und knallt mit dem Mund auf der Playstation Zombies ab. Die Beziehung funktioniert nicht mehr; Noah und Cassandra trennen sich, sie zieht aus. Aber sie sehen sich trotzdem viel, küssen sich auf den Mund, sagen „Ich liebe dich“.

Nach außen ist Noah weiter Optimist. Er studiert online Psychologie und arbeitet bei seinem alten Verein USC Leipzig als Basketball-Cotrainer. Nur die Engsten merken, dass ihn eine Schwere umgibt und es ihn oft innerlich zerreißt.

Die Mutter: Einmal habe ich ihn als Trainer erlebt, da liefen mir die Tränen: Der saß da und konnte nicht mal seine Leute abklatschen.

Noah: Insgeheim wünschte ich mir immer wieder, ich wäre gestorben. Früher hätte ich nie an Suizid gedacht. Aber jetzt recherchierte ich im Internet nach Möglichkeiten – und fand heraus, dass Sterbehilfe auch in Deutschland erlaubt ist.

Am 10. Juli 2021, Noah und seine Mutter haben sich getroffen und wollen Pizza bestellen, da spürt sie, dass irgendwas ist. Erst mal essen, sagt er. Dann, sie ist die Erste, der Noah es sagt: Er wird sich beim Verein Sterbehilfe anmelden.

Die Mutter: Mir wurde kotzbel.

Sie kann es nicht fassen, wirft ihrem Sohn Egoismus vor und lässt ihn mehrfach versprechen: Es geht nur darum, die Option zu haben. Daran klammert sie sich, schiebt das Thema weg. Die würden es Noah ja sicher schwer machen, weil er so jung ist, denkt sie. Aber sie kann ihn auch verstehen und verspricht, ihren Sohn bei allem zu unterstützen.

Noah regelt das meiste selbst. Mit Hilfe einer Banking-App überweist er den Mit-

Der enge Freund



Der kleine Bruder Janne und Franz spielen gemeinsam auf der Playstation. Franz war einer der besten Freunde von Noah. Und ist heute für Janne dessen „Bruder auf Erden“.

gliedsbeitrag und die 7000 Euro für den Antrag auf Suizidassistenten. Der Verein, gegründet vom umstrittenen ehemaligen Hamburger Justizsenator Roger Kusch, hat seinen Hauptsitz in Zürich und unterhält in Hamburg ein Deutschland-Büro.

Leipzig liegt im Zuständigkeitsbereich von Gabriele A. Sie möchte anonym bleiben. Früher war A. Krankenschwester und ist jetzt im alternativmedizinischen Bereich tätig. Kunden empfängt sie unter anderem in herrschaftlichen Praxisräumen: Fischgrätenparkett, alte Messing-Türklinken, Schuhe bitte ausziehen. A. gibt sich betont aufgeräumt, nachdenklich und achtsam. Auf Instagram und Facebook teilt sie Weisheiten.

A. ist als Honorarkraft für den Verein tätig und hat noch nicht allzu viel Erfahrung als Sterbehelferin. Das sei eine Nebentätigkeit, sagt sie, die ihr sehr am Herzen liege. Man könne davon nicht leben.

Beim Erstgespräch mit Noah hat sie einen Fragebogen und eine Kamera dabei. Das Gespräch wird auf Video aufgezeichnet, um die Freiverantwortlichkeit nachweisen zu können. Soll einem Menschen beim Suizid geholfen werden, darf keine Krise oder Druck von außen die Entscheidung beeinflussen haben.

A. orientiert sich an den klaren Fragen – Erkrankungen, Medikamente, Eingeweihte – und lässt Noah erzählen. Nach weniger als einer Stunde verabschiedet sie sich und fertigt dann einen Bericht an; es folgt der Besuch eines Neurologen und einer Psychiaterin.

Im Herbst bekommt Noah vom Verein das „grüne Licht“: die Erlaubnis, tatsächlich mit dessen Hilfe Suizid zu begehen. Und es wird klar, was wahrscheinlich schon lange klar war: Noah meint es ernst.

Noah: Forschung und Medizin mögen voranschreiten, aber nicht schnell genug für mich.

Die Mutter: Er wollte es uns schonend beibringen. Als er es mir sagte, war seine Psychologin dabei. Ich habe geheult, war so wütend auf sie. Aber mir war klar, dass es dabei um mich selbst ging. Die Psychologin sagte: Er hat keine Depression; er weiß einfach, was er will.

Die Tante (Cathleen): Ich fand das erst so blöd und feige, Noah hatte doch nie aufgegeben. Ich brauchte Zeit, versprach ihm aber, dass auch ich ihn begleite.

Der Vater: Ich kenne einen guten Mediziner. Ich wollte Noah umstimmen.

Als Noah es schließlich auch Cassandra sagt, bricht sie zusammen: Das kannst du

nicht machen, so viele schöne Momente. Er sagt: Aber du weißt nicht, wie es sich anfühlt, wenn ich kleckere und jemanden bitten muss, mir Essensreste aus dem Bart zu wischen.

Noahs kleiner Bruder Janne rastet aus. Er wirft sich auf den Boden, brüllt, rennt raus, donnert seinen Kopf gegen einen Laternenmast.

Es sind schwere Gespräche mit vielen Tränen, aber Noah beantwortet jede Frage. Und als alle Bescheid wissen, ist seine Leichtigkeit plötzlich zurück.

Schon bei Noahs Geburt war seine Tante Cathleen dabei. Noah fiel es besonders schwer, es ihr zu sagen – er ahnte, dass sie seinen Sterbewunsch nicht ohne Weiteres akzeptieren würde.

Die Tante



Mehr als zwei Jahre lang kämpft er sich zurück ins Leben. Dann gibt er auf. Und will nur noch sterben.

Der Vater



Die Mutter: Er war wie ausgewechselt, hat den Moment genossen. Wir hatten seit Langem wieder ein richtig schönes Weihnachtsfest.

Die Tante: Wenn du doch irgendwelche Zweifel hast, sagte ich zu Noah, sei bitte nicht zu stolz.

Noah: Einmal hatte ich einen Traum: Ich grübelte, warum ich eigentlich sterben will. Dabei kratzte ich mich am Kopf, und da wurde mir klar: Wenn ich das könnte, wäre alles anders. Mein Arm erschlaffte, und ich wusste wieder, warum ich sterben will.

Am 5. Februar 2022 soll es so weit sein. Die Fünf ist Noahs Spielernummer beim Basketball. Seine Glückszahl, sie kommt auch in seiner E-Mail-Adresse vor.

In den letzten Wochen platzt Noahs Terminkalender fast, von allen will er sich verabschieden, einigen muss er absagen. Sein Vater kommt nach Deutschland; zwei-einhalb Wochen hat Noah noch, dessen Curry und das leckere Pilau zu genießen. Khamis redet auf seinen Sohn ein: Tu es bitte nicht. Vergeblich.

Die Tante: Ich wollte den Tag mit Händen und Füßen wegschieben.

Noah: Länger warten würde mir unendlich viel Angst machen. Ich will mein Leben „gerade gehend“ zu Ende bringen.

Der Vater: Ich sah, dass Noah nicht einfach schlecht drauf war oder keine Freunde hatte. Er war tief drin sehr traurig, ich begann ihn zu verstehen.

Dabei sein kann Khamis trotzdem nicht. Bevor er sich am 4. Februar von seinem Sohn verabschiedet, nimmt er ihm ein Versprechen ab: Falls etwas schiefgeht, bleibt er noch ein Jahr am Leben.

Am letzten Abend feiert Noah noch mal richtig mit seinen Freunden vom Basketball. Ein letztes Mal zum Training, eine letzte Runde übers Spielfeld, dann Party in Noahs Wohnung. Bis tief in die Nacht sitzen sie im Kreis und erzählen alte Geschichten. Noah muss vor Lachen weinen. Irgendwann gehen die Jungs, verabschieden sich wie immer mit einem Kuss auf die Stirn: „Hab dich lieb.“

Um elf Uhr soll am nächsten Morgen die Sterbehelferin kommen, Noah stellt

den Wecker auf zehn. Morgens meldet er noch den Internetanschluss ab. Dann kommen seine Mutter und seine beiden Tanten in der Sternwartenstraße 24 an. Assistentin Jule, die Noah seit zwei Jahren betreut, war schon die Nacht über da.

Schaut, die Sonne strahlt, und der Himmel ist stahlblau, habe Noah gesagt. Er liegt in seinem Bett und strahlt selbst.

Gegen 10.45 Uhr klingelt es an der Tür, die Sterbehelferin Gabriele A. tritt ein und begrüßt alle. Sie stellt ihren roten Rucksack der Marke Deuter ab und lässt sich erst mal die Toilette zeigen.

Der Polizist: Wir hatten schon vom Auto aus eine Frau mit auffällig rotem Rucksack gesehen.

Während die Sterbehelferin auf dem Klo ist, klingelt es erneut an der Tür. Die Assistentin macht auf, da stehen zwei Polizisten in Uniform und zwei in Zivil, sie sind von der Kripo. Die Beamten stellen sich vor und erklären: Man müsse prüfen, ob hier ein Suizid zu verhindern sei; ein Durchsuchungsbeschluss sei nicht nötig.

Tante Cathleen will den einen Polizisten wegdrücken, die Tür zuschlagen, da hat er schon einen Fuß drin. Noah ruft aus dem Nebenraum: Egal, Cathleen, lass; die Beamten treten ein. Cathleen ist außer sich vor Wut und schreit sie an: Arschloch, wissen Sie eigentlich, was Sie da tun?

Der Polizist: Nach einer Weile in diesem Beruf weiß man so etwas einzuordnen. Die Situation war eben sehr emotional.

Die Assistentin: Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich die Tür aufge-

macht habe. Die Polizisten aber sagten, sie hätten die sonst aufgebrochen.

Die Mutter: Noah hörte nicht auf zu grinsen und vertraute darauf, dass es schon wird.

Die Sterbehelferin: In der Einarbeitung war ich darauf hingewiesen worden, dass die Polizei kommen kann. Was dann passiert, ist nicht vorhersehbar. Ich rief Frau Hoffmanns an, die Leiterin der Abteilung Sterbehilfe im Verein. Die hat mich beruhigt und gesagt: Alles gut, du kannst jetzt eh nichts machen; guck einfach, was die Polizei sagt.

Der Polizist: Wir haben die Situation eingefroren und uns einen Überblick verschafft. Im Flur hingen Basketball-Bilder, in der Küche standen Gläser und eine leere Whiskyflasche, die Vorhänge waren zugezogen.

Alle Anwesenden müssen ihre Personalien feststellen lassen und erklären, was sie hier machen. Gabriele A. wird angewiesen, ihren Rucksack komplett auszuleeren, das Päckchen mit den Medikamenten kommt erst mal auf die Arbeitsplatte in der Küche.

Der Polizist: Wir hatten eine Garantienpflicht, mussten also als Staatsvertreter Gefahren für Leib und Leben abwehren.

Die Sterbehelferin: Noahs Familie hätte nicht so viel über den Suizid sprechen dürfen. Der Verein hat klare Richtlinien: Je weniger Menschen davon wissen, desto besser. Das haben wir auch Noah gesagt.

Die Mutter: Der andere Kripo-Beamte sagte mir, es sei ihnen sehr unangenehm, privat könnten sie Noahs Sterbewunsch gut verstehen. Dem Hinweis aber müssten sie nachgehen, er sei von einer Hospiz-Ärztin gekommen.

Die war für Claudia bisher nur eine Telefonnummer gewesen, anzurufen, wenn ihr Sohn tot ist. Sie sollte Leichenschau und Totenschein übernehmen, damit es trotz Suizid möglichst ruhig abläuft, ohne Obduktion. Denn bei „nicht natürlichem Tod“ muss immer die Polizei kommen, um beispielsweise Mord auszuschließen.

Und dann hatte eine Kollegin dieser Ärztin geraten, die Polizei schon im Vorfeld zu informieren. So kommt es zu dem Einsatz.

Würde jemand Noah töten, wäre das strafbar – auch wenn er ausdrücklich darum bittet. Die Polizei stellt fest, dass er den Medikamentencocktail mit einem Strohhalm trinken, den letzten Schritt also

„Noahs Familie hätte nicht so viel über den Suizid sprechen dürfen.“

Sterbehelferin Gabriele A.

Khamis Said hat lange in Leipzig gelebt, ehe er zurückkehrte nach Sansibar, vor der Küste Tansanias. Er war strikt gegen den Suizid – und versuchte Noah davon abzubringen.

selber gehen will. Das beruhigt die Situation. Aber: Handelt er freiverantwortlich? Das können die Beamten nicht selbst einschätzen.

Ein von der Einsatzzentrale gerufener Notarzt kommt an. Noah erklärt ihm in Ruhe, wie das alles kam, dass er sich seinen Tod gut überlegt hat. Am Vorabend hat er extra keinen Alkohol getrunken. Der Notarzt hadert erst und erzählt dann, sein Sohn habe sich mit 23 das Leben genommen. Er bespricht sich mit den Polizisten, mit dem Ethikrat der Leipziger Uniklinik, bittet Noahs Psychologin zu kommen, bespricht sich auch mit ihr.

„Es gibt m.E. keine medizinische Indikation, keine notärztliche Indikation, den psychisch gesunden Noah Berge in eine

psychiatrische Klinik einzuweisen“, schreibt der Notarzt ins Protokoll seines Einsatzes.

Noah lädt den Notarzt zur Trauerfeier ein. Er verabschiedet sich. Auch die Psychologin verabschiedet sich, nachdem sie versichert hat, dass Noah seinen Tod schon lange plant.

Nun hängt alles von den Polizeibeamten ab.

Die Mutter: Der eine sagte erst, sie lassen die Medikamente da.

Kripo Leipzig: Der telefonisch ange-

„Du warst und bist meine große Liebe“, stand in dem Post, den Ex-Freundin Cassandra gemeinsam mit Noah kurz vor dessen Suizid auf Instagram veröffentlichte. Ein Text, der Tausende berührte.

Die Ex-Freundin



fragte Bereitschaftsrichter ordnete die Beschlagnahme an.

Staatsanwaltschaft Leipzig: Der Richter kann sich nur noch dunkel an den Fall erinnern. Er hat aber mangels Straftatverdacht seine Zuständigkeit verneint. Die Polizei musste selbst entscheiden.

Die Polizisten lassen ein Formular zur freiwilligen Herausgabe unterschreiben, nehmen das Päckchen aus der Küche und gehen.

Die Mutter: Niemals hätten wir so etwas unterschrieben.

Der Polizist: Das war das mildeste Mittel, unserer Aufgabe gerecht zu werden. Wir sind mit einem guten Gefühl aus dem Einsatz gegangen.

Es ist 12.45 Uhr; Noah war immer ruhiger geworden und sagt jetzt nichts mehr. Das Strahlen in seinem Gesicht ist erloschen. Er liegt nackt in seinem Bett, seine Mutter und die anderen stehen um ihn herum und überlegen.

Die Sterbehelferin schlägt einen Termin in sechs Tagen vor.

Aber allen ist klar, dass Noah nicht so lange warten kann.

Tante Cathleen bietet an, die Sterbehelferin zu ihrem etwa zweieinhalb Stunden entfernten Wohnort hin und zurück zu fahren. Damit sie eine neue Dosis des Medikamentencocktails hole.

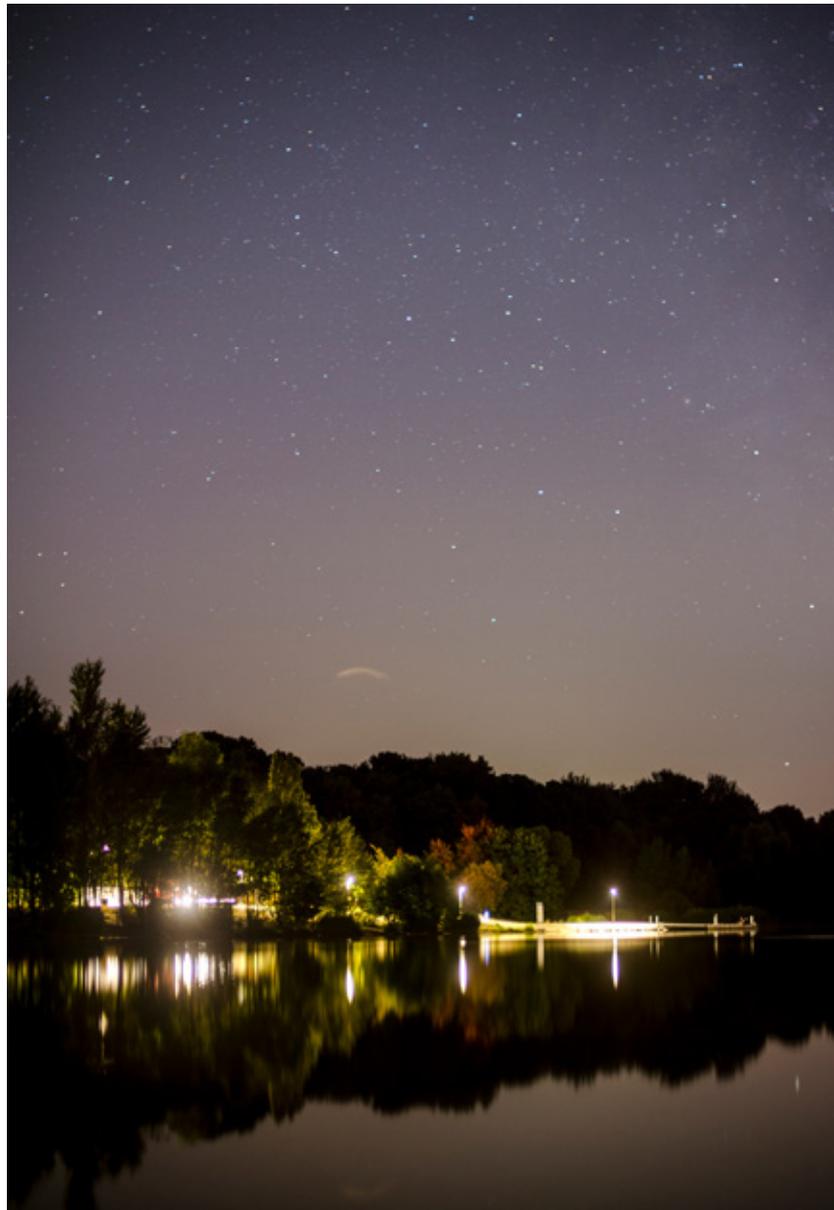
Die Sterbehelferin: Einerseits konnte ich die Familie verstehen. Aber ich fühlte mich unter Druck gesetzt von den vielen Nachfragen, warum ich jetzt nichts mehr tun könne. Ein verzweifelter Argument war, dass die Trauerfeier schon gebucht sei. Ich konnte nur ungläubig den Kopf schütteln.

Die Mutter: Auch die Telefonnummer ihrer Chefin rückte die Sterbehelferin nicht raus, die sei sowieso gerade einkaufen. A. wirkte vollkommen unfähig und hilflos. Ich fand es zutiefst unmenschlich, Noah so zappeln zu lassen. Der wollte dann noch einen letzten Versuch starten, A. umzustimmen, und sprach allein mit ihr.

Die Sterbehelferin: Noah war der Fels in der Brandung innerhalb der ganzen Aufregung. Wir haben uns zum Abschied gedrückt, wir haben geweint, und ich habe ihm alles Liebe gewünscht für seinen weiteren Weg.

Die Mutter: Ich bin danach sofort in Noahs Zimmer gegangen und habe ihn gefragt, was jetzt war. Der hat einfach nur die Augen verdreht.

Als die Sterbehelferin weg ist, versteinert sich Noahs Miene noch mehr. Er starrt stumm an die Decke, ist nicht ansprechbar.



Widerspruch: Die Polizei sagt, ein Richter habe angeordnet, das tödliche Mittel zu beschlagnahmen. Oder haben die Polizisten das selbst entschieden? Das behauptet die Staatsanwaltschaft.

Der Cospudener See bei Leipzig, ein beliebter Treffpunkt für Jugendliche – auch für Noah und seine Freunde.

Claudia sagt: Vielleicht ist es ja doch ein Zeichen weiterzumachen? Dabei weiß sie, dass Noah der Abmachung mit seinem Vater nur zustimmte, damit es keine Diskussionen mehr gibt.

Noah will allein sein, Claudia geht zu den anderen in die Küche. Was jetzt?

Da kommt eine WhatsApp-Nachricht von nebenan: Mama, komm mal bitte, schreibt Noah. Claudia geht zu ihm, er sagt: Ich will, dass das heute wird. Er bittet sie, ihn in den Rollstuhl zu setzen. Jetzt ist ihm alles egal, dann macht er eben etwas anderes, aus dem Fenster stürzen, in einen Fluss fahren, irgendwas.

Claudia sagt, er solle jetzt keinen Mist machen. Sie spürt Panik in sich aufsteigen, das motiviert sie weiterzukämpfen. Sie besorgt sich die Handynummer vom Schweizer Geschäftsführer des Sterbehilfe-Vereins. Der geht ran. Er habe schon von dem Fall gehört, die Familie habe zu offen darüber geredet. Er wolle sich kümmern.

Keine zehn Minuten später klingelt das Handy der Mutter. Es ist Frau Hoffmanns, die Chefin von Frau A. Claudia erklärt ihr, wie wichtig es für Noah ist, dass er noch heute stirbt. Alles ist geplant: In sein Grab sollen keine Blumen, sondern kleine Basketballbälle, er will mit seinen bordeauxroten Air-Jordan-12-Basketballschuhen und im Trikot mit der Nummer fünf seines früheren Chemnitzer Basketballvereins Niners beerdigt werden. Der fünfte Februar. Das ist kein zufälliges Datum.

Hoffmanns sagt, sie rufe zurück.

Ein paar Minuten später klingelt Claudias Handy. Frau Hoffmanns ist dran und sagt, sie werde sich in einer halben Stunde ins Auto setzen. Sie müsste gegen 21 Uhr da sein.

Klappt es diesmal?

Noah schickt alle nach Hause. In ein paar Stunden sollen sie wiederkommen.

Nur die Assistentin bleibt weiter bei Noah. Der will „The Hills Have Eyes“ schauen, einen Horrorfilm. Schnell merkt er, dass das nicht passt, probiert es noch mit einer Komödie.

Kurz vor 21 Uhr kommen Claudia, ihre beiden Schwestern und Frau Hoffmanns. Sie hat einen Arzt mitgebracht. Er soll eine Infusion legen, das gilt als sicherer und geht schneller.

Noah lächelt wieder. Alles ist ruhiger als am Vormittag, bei einer Tasse Tee besprechen sie gemeinsam das Vorgehen. Hoffmanns wirkt auf alle viel professioneller und klarer. Der Arzt bereitet die Thiopental-

Infusion vor, sucht eine passende Vene in Noahs Arm und legt ihm einen Zugang.

Jetzt können endlich die anderen kommen: Ex-Freundin Cassandra, Basketball-Freund Franz, die Großeltern, der kleine Bruder Janne.

Es sollen nicht zu viele Leute im Raum sein, wenn Noah stirbt, sagt Frau Hoffmanns. Noah entscheidet sich für seine Mutter und ihre beiden Schwestern. Die anderen verabschieden sich einzeln. Janne muss weinen; die Erwachsenen halten schon eine Tüte zum Rückatmen bereit, weil er so hyperventiliert.

Die Assistentin: Noah hat mich mit seinem durchdringenden Lächeln total angesteckt.

Die Ex-Freundin: Ich habe ihn gefragt, ob er irgendwelche Drogen bekommen hat. Aber er hat sich einfach so gefreut, dass es endlich so weit ist. Ich habe meine Tränen weggewischt, und wir haben uns ein letztes Mal geküsst.

Frau Hoffmanns installiert die Kamera, um das Geschehen zu dokumentieren. Der Arzt bringt den Schlauch mit der Infusion und einem speziellen Ventil mit Hebel an. Noah unterschreibt – mit Hilfe eines Stempels und der Anwesenden – ein letztes Formular: „Ich weiß, dass ich nach dem Öffnen des Ventils nicht mehr in der Lage sein werde, das Ventil wieder zu schließen.“

Ich bin euch so dankbar, dass ihr mein ganzes Leben da wart, habe Noah gesagt. Er sei allen im Raum so dankbar, dass sie es heute doch noch möglich gemacht haben.

Dann bestellt er bei Alexa das Lied „Superheld“ von Samy Deluxe und öffnet mit dem Kinn das Ventil.

Die Mutter und ihre beiden Schwestern sitzen neben Noahs Bett auf einer Bank, die Flüssigkeit beginnt zu tropfen. Sie halten sich an den Händen, weinen und schauen Noah an. Der sieht friedlich aus, hat seine Augen geschlossen und bewegt lautlos seine Lippen zur Musik.

Als das Lied zu Ende ist, wählt Noah „Mal es in die Wolken“ von Genetikk. Als er danach „Dancehall Caballeros“ von Seeed bestellt, lallt er schon etwas. Seine Mutter steht von der Bank auf, kniet sich neben ihn und streichelt seinen Kopf. Er beginnt zu schnarchen, dann bekommen seine Finger einen gelblichen Schimmer, der sich ausbreitet. Und irgendwann ist er tot.

Ein herbeigeeilter Arzt bereitet die Infusion vor. Das Ventil muss Noah selbst öffnen.

Andenken: Noahs Tante Cathleen hält eine von ihm signierte Basketball-Karte. Noah spielte bei den Titans Dresden in der zweiten Bundesliga.





Die Assistentin

Jule war angestellt als Assistentin — und wurde zu einer Freundin. An der linken Hand ließ sie sich ein Tattoo stechen: zwei und noch einmal drei Punkte — 23, so alt wurde Noah. Und zusammen ergibt das fünf — seine Glückszahl.



MAKING OF

ANDREW MÜLLER & FINN WINKLER

gingen eines Sommertags zum Grab von Noah — und waren überrascht, dort eine Frau anzutreffen, die schon die Pflanzen gegessen hatte. Die Frau kannte Noah nicht, war aber berührt von dem Bild, das im Haselstrauch hing. Dem Autor und dem Fotografen ging es in gewisser Weise ähnlich: Sie lernten Noah nie direkt kennen, entwickelten aber ein besonderes Gefühl der Verbundenheit. Das liegt sicher auch an den beeindruckenden Begegnungen mit Familie und Freunden von Noah. Schließlich sind die beiden der Fotografin Nora Börding dankbar, die für ein Porträt einspringen konnte.
andrewmueller@posteo.de / mail@finnwinkler.de

Kurz vor Mitternacht weint Claudia laut auf. Jetzt sei es vorbei, habe sie gerufen, jetzt dürfe sie schreien und müsse nicht mehr stark sein.

Ex-Freundin Cassandra legt sich zum toten Noah ins Bett und streichelt seine Hand, bis sie den Eindruck hat, dass sie warm wird. Sie kuschelt sich an ihn und bleibt bei ihm bis spät in die Nacht, bis ein Bestattungsunternehmen den Leichnam abholt.

Irgendwann geht Claudia zum Rauchen nach unten. Da stehen plötzlich die beiden Kripo-Beamten vom Vormittag. Zuerst denkt sie, jetzt werde man sie verhaften, aber die Polizisten sind aus persönlichen Gründen hier. Der Fall habe sie beschäftigt, und sie wollten Noahs Mutter ihr Beileid aussprechen.

Die Mutter, ein halbes Jahr nach Noahs Suizid: Ich spüre, dass er da ist.

Der Vater: In Tansania spreche ich mit fast niemandem darüber, aber ich treffe Noah oft im Traum. Er ist auf jeden Fall weiter bei uns.

Die Tante: Alles hatte irgendwie auch einen Sinn. Als die Polizei kam, haben wir noch mal gesehen, wie entschieden Noah war.

Die Assistentin: Ich hatte immer Angst vor dem Tod, aber Noah hat das komplett verändert. Falls es mal nötig ist, könnte ich mir Sterbehilfe auch vorstellen. Aber so etwas wie bei Noah sollte man künftig vermeiden.

Die Mutter: Wir haben dem Verein einen Brief geschrieben. Ich wünsche mir, dass er aus dem Fall lernt. Aber alle anderen Beteiligten auch.

Die Ärztin, die die Polizei informiert hatte: Als ich erfuhr, dass es doch noch an dem Tag geklappt hat, war ich sehr erleichtert. Ich habe Kollegen informiert, damit sie nicht den gleichen Fehler machen wie ich.

Die Sterbehelferin: Ich habe mich noch mal ganz neu mit der Sache auseinandergesetzt. Ich bin aber immer wieder zum Schluss gekommen, dass ich im Bereich der Sterbehilfe richtig bin. Mehr als drei anwesende Angehörige würde ich nicht mehr zulassen, aber sonst hat sich für mich nichts geändert.

Wenn Noahs Bruder Janne auf der Playstation FIFA zockt, hat der Trainer dunkle Haut, kurze schwarze Rastas und heißt Noah Berge.

Der Bruder: Wir haben eine andere Hautfarbe und lieben unterschiedliche Sportarten, aber innerlich sind wir gleich.

Noah, auf Video: Niemand weiß, was nach dem Tod kommt. Ich bin nicht religiös, glaube aber: Ich werde meinen Frieden gefunden haben. Meine Seele wird weiterleben, und ich werde meine liebsten Menschen wiedersehen.

Kalb 580 nuckelt an einer Flasche voll
Biestmilch, gemolken von der Mutterkuh.
Nur wenige Minuten nach der Geburt
wurden die beiden getrennt.

580

Kalb

580

TEXT
KIM LUCIA RUOFF

FOTOS
AARON LEITHÄUSER

Damit Milch in unserem Kaffee und Kase auf unserem Brot landet, bekommt eine Kuh jedes Jahr ein Kalb. Männlicher Nachwuchs ist für die Milchproduktion nutzlos. Also, wohin mit ihnen? Wir haben Kalb 580 mit einem GPS-Tracker ausgestattet – und sind ihm gefolgt.

„Was bringt es mir, wenn die Kälber am Ende so groß sind, dass sie nicht mehr durch die Becken ihrer Mütter passen?“

Landwirt Walter Fischer hat den Bauernhof auf der schwäbischen Alb von seinen Eltern übernommen. Er möchte, dass seine „Damen“, so nennt er die Milchkühe liebevoll, möglichst lange auf dem Hof bleiben.



E

Es kündigt sich an. Der Euter der Mutterkuh gleicht einem rosafarbenen Ballon, prall und groß. Immer wieder hat sie sich hingelegt, schwerfällig auf die Vorderknie sacken lassen, um sich ein paar Minuten später wieder auf die

Beine zu stemmen. Dieses Mal bleibt sie im Stroh der Abkalbebox liegen. Ihr massiger schwarzer Körper hebt und senkt sich. Die Wehen zeigen sich als kleine Wellen auf dem Fell.

Allmählich ragen zwei weiße Hufe unter dem Schwanz hervor, dann ein schwarzes Köpfchen. Auf der Stirn zeichnet das weiße Fell ein Dreieck. „Ich will dir nur helfen. Lass mich dir helfen“, murmelt Landwirt Walter Fischer. Er nähert sich von hinten, legt die rechte Hand kurz auf den Kuhhintern, greift nach den Vorderbeinen des Kalbes und zieht.

Im Stroh landet ein Bullenkalb, gerade so groß wie ein Labrador, das schwarz-weiße Fell noch nass vom Fruchtwasser.

Es wird die gelbe Ohrmarke mit der Nummer 580 am Ende bekommen, DE für Deutschland, 08 für Baden-Württemberg. Seine wichtigste Aufgabe hat Kalb 580 in diesem Augenblick bereits erfüllt: Es hat dafür gesorgt, dass die Mutterkuh weiter Milch gibt.

Und jetzt? Wie weiter? Wie endet dieses Leben, und wo? Das lässt sich nicht einfach nachvollziehen. Darum sind wir hinterhergefahren, viele hundert Kilometer weit.

IM IGLU

Mit ihrer Zunge leckt die Mutter über den Bauch, die weiße Stirn, die dünnen Beine. Wenige Minuten nach der Geburt kommt Jenny Fischer, die Landwirtin, fährt mit dem roten Hoflader vor die Box, greift beherzt um Vorder- und Hinterläufe, trägt das Bullenkalb in die mit Stroh ausgelegte Schaufel und fährt es 200 Meter weiter in den Stall für die Jungtiere. Kuh und Kalb werden getrennt, bevor sie über das Ablecken und gegenseitige Muhen eine Bindung miteinander aufbauen. In zwölf Stunden wird die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennen.

Fischers Lachen ist einnehmend, ihre Haare werden von einer Spange gehalten. Mit ihrem Mann hat sie den Milchbauernhof am Rande der Schwäbischen Alb von dessen Eltern übernommen. Beide sind gelernte Landwirte. Sie kümmert sich um die Jungtiere, ihr Mann um die Milchkühe. Die vier Kinder helfen beim Melken, beim Ausmisten und Einstreuen, auch die Jüngste, sie ist zwölf, kann den roten Hoflader fahren.

Zehn Iglus stehen im Stall für die Kälber, weiße Hütten aus Plastik, der Boden ist mit Stroh ausgelegt. Kalb 580 hat es inzwischen auf die wackligen Beine geschafft. Jenny Fischer hält ihm den eingeknickten Zeigefinger der rechten Hand hin. Das Kalb nuckelt.

Es sei nicht viel, was sie dafür am Ende erwarten könne, sagt sie und rechnet vor: Jeden Morgen und jeden Abend bekommt das Kalb ab jetzt Milch, am Anfang je zwei Liter, die erste Woche noch von der Mutter, Biestmilch, abgefüllt in eine große Nuckelflasche, reich an Antikörpern und Mineralstoffen. Danach Milchaustauscher, weißes Pulver aufgelöst in heißem Wasser, das ist günstiger.

Hinzu kommen Stroh für die Iglus, Desinfektionsmittel, eventuell Medikamente gegen Durchfall. Ihre eigene Arbeitszeit – das Futter zubereiten, Eimer schleppen, Stroh einstreuen, misten – ist da noch nicht einkalkuliert. „Ja, eigentlich ist es ein Verlustgeschäft“, sagt Fischer und scheint selbst ein wenig überrascht von der Kalkulation.

DAS SYSTEM MILCH

Und doch geht es nicht ohne die Kälber. Sie sorgen dafür, dass die Mutterkuh weiter Milch gibt, jeden Morgen 15 Liter, jeden Abend 15 Liter. Damit der Milchtransporter alle zwei Tage kommen kann, die 8000 Liter Milch in die 120 Kilometer entfernte Molkerei fährt und später in belgischen Supermärkten Reibekäse der Marke „Vache bleue“ im Kühlregal steht, Blaue Kuh.

Nur wenn Kühe ein Kalb bekommen, geben sie Milch. In keinem anderen europäischen Land wird davon so viel produziert wie in Deutschland. 2021 waren es knapp 32 Millionen Tonnen, knapp die Hälfte der Milchprodukte wird exportiert, vor allem in die Niederlande, nach Italien und China.

Die Fischers haben etwa 120 Milchkühe, im ganzen Land sind es rund vier Millionen, die üblicherweise jedes Jahr ein Kalb bekommen. Die weiblichen Kälber treten in die Fußstapfen ihrer Mütter. Sie bekommen wieder Kälber, geben Milch, im Schnitt vier bis fünf Jahre lang. Dann geht sie ab, so nennen es Landwirte, wenn die Kühe geschlachtet werden.

Ein paar Spitzentiere dürfen bei den Fischers länger bleiben, sie haben in ihrem Leben bereits über 100.000 Liter Milch produziert.





Peak: Morgens und abends ist der Euter der Holsteiner Kuh prall gefüllt mit bis zu 20 Litern Milch. Genug für rund 1 Kilogramm Butter.

Walter Fischer bindet sich die blaue Schürze um und steigt in seinen Gummistiefeln die fünf Stufen in den Graben hinunter. Aus den Lautsprechern tönt Frühstücksradio. Am anderen Ende des Melkraumes drängen sich die Kühe. Fischer bewegt einen Hebel, dann öffnet sich mechanisch das Tor zur Wartehalle. Die ersten Kühe stolzieren in einer Schlange schwerfällig hintereinanderher. „Auf geht's, meine Damen“, ruft Fischer und tätschelt einer Schwarzbunten den Hintern. Da stehen sie, 16 Kühe, den Kopf zur Wand, das pralle Euter gen Graben.

Fischer geht ihn entlang, desinfiziert die Zitzen, die er Striche nennt, und melkt mit der Hand einmal an, bis Milch auf die weißen Fliesen tropft. Er erkennt die 114, die einen blinden Strich hat, aus dem keine Milch mehr kommt. Die 17, die kaum laufen kann, wenn ihr eindrückliches Gehänge sich in Schwingung versetzt. Er erkennt Waltraud, Nummer 194, die einen Namen bekommen hat, weil sie an einem Januartag auf die Welt kam, am gleichen wie Walter Fischer.

Auch die 69 steht wieder im Melkraum und tippelt unruhig von rechts nach links. Es ist die Mutterkuh von Kalb 580. Neun Monate vor der Geburt hat Fischer einen langen Handschuh bis zu seiner Schulter gezogen, über den Darm die Gebärmutter der Kuh ertastet und mit einer Pipette den Samen eingeführt.

Der Vater von Kalb 580 heißt Bono und „macht nicht zu große, jugendliche Jungkühe“. So steht es im Katalog, aus dem Fischer die Samen für seine Kühe auswählt. In seinem Büro gleich neben dem Milchtank steht ein kniehohes Container. Darin lagern die Samenröhrchen in flüssigem Stickstoff. Eine Portion Malki kostet 25 Euro, über 15000 Töchter habe der Zuchtbulle bereits gezeugt.

Bono passe zu Kuh 69 aber besser als Malki, Enforcer oder Mastershot, erklärt der Landwirt. Auch wenn ein Kalb mit deren Genen vielleicht eine höhere Milchleistung bedeuten würde. Er lässt den Zeigefinger über die Tabelle gleiten, die 45 Kennzahlen listet, zu Euter

und Größe, Protein- und Fettgehalt der Milch, Beckenneigung und Klauenwinkel, die die Bullen vererben sollen.

Fischer sagt, er setze nicht alles daran, dass die Kühe sich immer weiter überbieten. Die Milchleistung pro Tag sei ihm nicht so wichtig. „Was bringt es mir, wenn die Kälber am Ende so groß sind, dass sie nicht mehr durch das Becken der Mütter passen?“

Er setzt auf eine höhere Lebensleistung. Die Kühe sollen länger auf dem Hof bleiben, langfristig eine solide Milchleistung geben und nicht nach zwei, drei Jahren mit Spitzenerträgen schon „nicht mehr funktionieren“. Mehrere seiner Kühe haben in ihrem Leben bereits über 100 000 Liter Milch produziert.

Fischers halten Holsteiner Schwarzbunte, sie gilt als die perfekte Milchkuh. Sie hat ein großes Futteraufnahmevermögen, ist fruchtbar und leichtkalbig, dazu hochbeinig, großrahmig und leistungsfähig.

Sprich: Sie frisst gut und wird schnell schwanger, lässt sich gut melken und produziert viel Milch – und setzt kaum Fett an. Die Hüftknochen stehen deutlicher hervor als bei anderen Rassen, die Energie, die sie durch das tagfüllende Fressen und Trinken aufbringt, schießt sie in die Euter. Sie ist spezialisiert darauf, möglichst viel Milch zu geben. Man könnte sie kreuzen mit Rassen, die mehr Fleisch ansetzen, damit auch die Kälber schwerer werden und teurer verkauft werden könnten.

„Aber wir sind eben ein Milchbetrieb, damit verdienen wir unser Geld“, sagt Jenny Fischer.

BEIPRODUKT BULLENKALB

Eines Abends steht sie am Ende des Stalls in einem Iglu. Ihre Tochter hält den Infusionsbeutel, Fischer legt die Nadel. Ein Kalb hat es auf der Lunge. Am Ende stirbt es.

Sie würde es nie über das Herz bringen, die Tiere schlecht zu versorgen, sagt Jenny Fischer. Gab es das denn? Landwirte, die die Kälber absichtlich schlecht behandeln?

Einen kenne sie. Wenn die Kälber Probleme hatten, die Nuckelflasche zu finden, habe er das ignoriert, das Problem würde sich dann schon von selbst erledigen, habe er gesagt. Ihr Mann erzählt von einem Landwirt, der bei den Kälbern auf den Tierarzt verzichtet. Es lohne sich nicht, den Durchfall zu behandeln.

Udenkbar, sagen die Fischers.

Landwirte müssen neugeborene Tiere in der zentralen Datenbank HI-Tier eintragen. Dafür haben sie sieben Tage Zeit. Stirbt ein Kalb davor, muss es nicht gemeldet werden und wird nicht erfasst.

Und wohin nun mit Kalb 580?

Zwei Wochen muss es auf dem Hof bleiben, schreibt das europäische Tierschutzgesetz vor. In Deutschland sind es ab Ende 2022 mindestens 28 Tage, bevor sie abtransportiert werden, damit sie stärker und weniger anfällig sind.

Dann beginnt eine beschwerliche Reise, die in Marokko enden kann oder in Spanien, in Holland oder in Norddeutschland.

Nicht einmal 20 Euro bekamen die Fischers 2020 für ein Bullenkalb. Verkaufen müssen sie trotzdem. Auf dem Hof ist kein Platz für die Tiere.

Morgens und abends füttert Landwirtin Jenny Fischer die frisch geborenen Bullenkälber. Die sind ein „Minusgeschäft“ – auch wenn sie nur zwei Wochen auf dem Hof bleiben.



So genau dürfe sie darüber nicht nachdenken, sonst könne man das alles hier nicht machen, sagt Jenny Fischer und verteilt eine Ladung Stroh auf die Iglus.

IM HÄNGER

Der weiße Anhänger schiebt sich in den Stall. Auf der Rückseite lächeln drei Kühe, darunter steht „Lebende Tiere“. Otto Knöll, grüner Blaumann, Schildmütze, steigt aus dem silbernen SUV.

Jeden Montag sammelt er die Kälber der umliegenden Höfe ein. Zwei stehen schon auf seinem Hänger. Er wirft einen Blick auf 580. Unterste Grenze. Das gehe gerade noch. „Aber bringt der nicht.“ Das Gewicht sei auch wichtig, damit die Tiere beim Transport nicht hinliegen. Darauf achte Knöll penibel.

Dem letzten Landwirt habe er gesagt, er solle sein Bullenkalb lieber noch eine Woche behalten, so wenig sei dran gewesen. Der habe abgewunken. Gnadenlose Hitze, die schlechte Ernte, Futter- und Milchpulverpreise, die durch die Decke gehen. Das macht das Verlustgeschäft noch ein wenig verlustreicher. „Ich hab’s dann doch mitgenommen“, sagt Knöll.

Gerade ist Milch so teuer wie selten zuvor. Im Juni 2022 zahlten Molkereien den Bauern durchschnittlich 54,4 Cent pro Kilogramm. Vor zwei Jahren waren es noch 32,8 Cent. Die Bauern mussten damals mehr Milch produzieren, um auf ihre Kosten zu kommen, dadurch wurden auch mehr Kälber geboren. Gleichzeitig brach in Spanien die Blauzungenerkrankung aus, Importstopp.

Nicht einmal 20 Euro haben Fischers damals für ein Kalb bekommen, knapp 50 Kilo schwer, schon zwei Wochen hochgepöppelt. Der Markt machte es vom Bei- zum Abfallprodukt.

Knöll bindet ein blaues Band um den Nacken von Kalb 580 und führt es aus dem Iglu die fünf Meter zum Hänger.

Kalb 580 trägt einen GPS-Sender. Fischers sind damit einverstanden. Auch sie wollen wissen, wo ihre Tiere landen. Über eine Datenbank können sie zwar sehen, ob die Tiere in Deutschland bleiben oder in ein anderes Land gingen, oft ist das aber nur ein Zwischenstopp, Reisezeit und Endziel bleiben unbekannt.

Knöll startet den Motor, es ist 13.35 Uhr. Der SUV samt Anhänger wackelt langsam vom Hof, biegt auf die Dorfstraße ab. Weiß verputzte Häuser, ein gelbes Ortsschild, dann mannshoher Mais, eine Feldkapelle. Fünfmal wird Knöll noch halten, fünf Kalbspässe entgegennehmen. Er bringt sie zu einer Sammelstelle in Bad Waldsee.

Ein dunkler Bau, vier längliche Ställe mit Steildach reihen sich daneben wie kleine Kartenhäuser. Langsam fährt Knöll mit der Rückseite des Anhängers näher an einen der Ställe heran, steigt aus und klappt die Laderampe runter. Acht Kälber stolpern in den Holzbau.

DIE SAMMELSTELLE

Die Viehzentrale Südwest GmbH kauft und verkauft Schlacht- und Nutztiere. Nach eigenen Angaben jedes

680 000

Kälber werden jährlich ins Ausland verkauft.



Kalb 580 liegt im Stroh vor einem Plastikiglu. Hier verbringt es die ersten Tage, dann wird es abgeholt. Bis vor kurzem landeten die meisten Bullenkälber vom Hof der Fischers in spanischen Mastbetrieben.

Jahr rund 2,5 Millionen. Die Vermarktung der Kälber übernimmt eine Tochtergesellschaft, sie heißt Kälber-Kontor Süd.

Bis 2021 gingen die meisten Bullenkälber der Fischers nach Spanien. Ein Veterinär musste sie davor auf dieser Sammelstelle begutachten, ihnen die Reisefähigkeit bestätigen. Dann – offiziell – neun Stunden Fahrt, eine Stunde Pause, wieder neun Stunden Fahrt, dann volle 24 Stunden Pause. Das ist der gesetzliche europäische Rahmen für Langstreckentransporte von Kälbern.

Die Transporte nach Spanien waren zwischenzeitlich verboten. Die Tiere müssen laut Tiertransportverordnung unterwegs versorgt werden, wenn sie lange Strecken zurücklegen. Das sei nicht möglich, befand das zuständige Veterinäramt. Es könnte nicht sichergestellt werden, dass alle der bis zu 250 geladenen Tiere an die Trinkvorrichtungen kommen, manche der wenige Wochen alten Tiere fänden die Nuckel nicht. Und eine Stunde Pause reiche nicht, damit die Fahrer selbst jedes Kalb versorgen könnten.

Dagegen klagte ein Transportunternehmen – und bekam recht. Das Verwaltungsgericht Mannheim hob den Stopp im Eilverfahren auf. Die Transporte dürfen nicht per se verboten werden, entsprechen die Transporter den Richtlinien, dürfen sie die Kälber weiterhin nach Spanien bringen. Es gibt aber kaum solche Transporter.

In Nordrhein-Westfalen hat die Landesregierung die Langstreckentransporte verboten. In Bayern fertigen die Veterinäre die Transporte weiterhin ab, wenn sie den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen.

Blick auf den GPS-Tracker. Kalb 580 steht immer noch in einem der Ställe. Irgendwann zu dieser Zeit wird es gewogen. Später bekommen Fischers eine Abrechnung zugeschickt. 52 Kilogramm, Tagespreis 1,80 Euro. Macht 93,60 Euro.

Auf die Frage, ob es möglich sei, die Stallungen von innen zu sehen und ein paar Fragen zu stellen, gibt die Frau am Empfang freundlich, aber deutlich zu verstehen, dass sie hier lieber nicht mit der Presse sprechen würden. Am Ende würden sie sowieso immer schlecht dabei wegkommen. Noch einmal Betonung auf das Privatgelände. Das Ende auch nicht mit dem Zaun, sondern erst etwa 200 Meter weiter, an der Landstraße.

NACH NORDEN

Gegen Abend fährt ein großer Transporter auf das Gelände, grün gerahmt. Der Fahrer im roten Shirt streut Stroh ein. Dann wird geladen, Kälber auf zwei Etagen. Auch Kalb 580 ist dabei. Gegen 19.50 Uhr bricht der Transporter auf, biegt auf die Landstraße, auf die Schnellstraße, die Autobahn Richtung Ulm.

Nach knapp zweieinhalb Stunden der erste Stopp. Wolpertshausen, Nord-Baden-Württemberg, eine weitere Sammelstelle der Viehzentrale. Mehrere Ställe, direkt neben der Autobahn. Der grüne Transporter fährt in eine schlauchartige überdachte Einfahrt. Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Autobahn rauscht, das Murren der Kälber ist auch einige hundert Meter weiter noch zu hören. Kalb 580 wird umgeladen.

Gegen 1.30 Uhr ein Signal. Das Kalb bewegt sich mit rund 50 Stundenkilometern gen Autobahn. Ein silberfarbener Transporter fährt auf die A6 Richtung Nürnberg, dann die A7 Richtung Norden.

Einige Stunden lang schiebt er sich beständig vorwärts. Zwischen den anderen Lkw, die die Waren des Landes befördern, ist der silberfarbene Tiertransporter gut zu erkennen. Das Heck ist von roten Lichtern eingerahmt.

Nächster Stopp: ein Stellplatz für Wohnmobile nahe Fulda. Es ist 4.10 Uhr. Der Fahrer des Transporters sattelt den hinteren Anhänger ab und fährt los, ohne den Anhänger. 50 Minuten lang bleibt er fort, warum auch immer. Dann kehrt er zurück, hängt den hinteren Anhänger wieder an und steuert die nächste Autobahnauffahrt an.

Weiter die A7 hinauf, rund 80 Kilometer weit. Nächster Stopp: ein Autobahnparkplatz kurz vor Kassel. Der Fahrer verschwindet in der Schlafkabine. Die Lüftungsschlitze auf der Fahrerseite des Transporters sind geöffnet und geben den Blick ins Innere frei.

Drei Kälber treten unruhig auf der Stelle, sie finden keinen guten Halt. Einige haben sich auf den Boden gelegt. Welches Bein zu welchem Tier gehört, ist schwer auszumachen. Die Klauen der stehenden Kälber suchen Halt auf dem Hals, dem Rumpf der unteren. Der Kopf eines weißen Kalbs mit der Nummer 792 am Ende ist halb von einem Hintern bedeckt, die andere Hälfte wird gegen die Wand des Transporters gedrückt. Es hat die Augen geschlossen.

Ein Kalb mit einem weißen Fleck auf der Stirn steht ganz rechts am Rand, auf die gelbe Ohrmarke hat jemand mit Filzstift „Blüte“ geschrieben und ein Datum: 18.07.2022, darüber die 08. Blüte ist auf einem Bauernhof in Baden-Württemberg geboren.

Plötzlich Bewegung im Fahrerhaus, im Rückspiegel zeichnen sich die Konturen eines jungen Mannes ab. Er startet den Motor.

Weiter auf der A7. Vorbei an Kassel, Paderborn, Dortmund, Münster, Osnabrück. Die Straßen füllen sich, die Stunden verstreichen.

Dann Landstraßen, mannshoher Mais, Häuser aus Backstein. Der silberfarbene Transporter biegt auf einen Feldweg ab. Da, ein Mastbetrieb. Er hält. Die ersten Kälber verlassen den Anhänger.

Kurz nach 15 Uhr. Rund 40 Kilometer von der holländischen Grenze liegt inmitten der Felder ein Bauernhaus mit Rosenranken am Eingang, daneben drei Ställe und eine Biogasanlage. Wieder lässt der Fahrer die Laderampe herunter. Unter den Tieren, die in den Stall geführt werden, ist auch Kalb 580.

19 Stunden und 900 Kilometer lang war es unterwegs. Erlaubt wären acht Stunden Transportzeit.

SAMMELSTELLEN - HOPPING

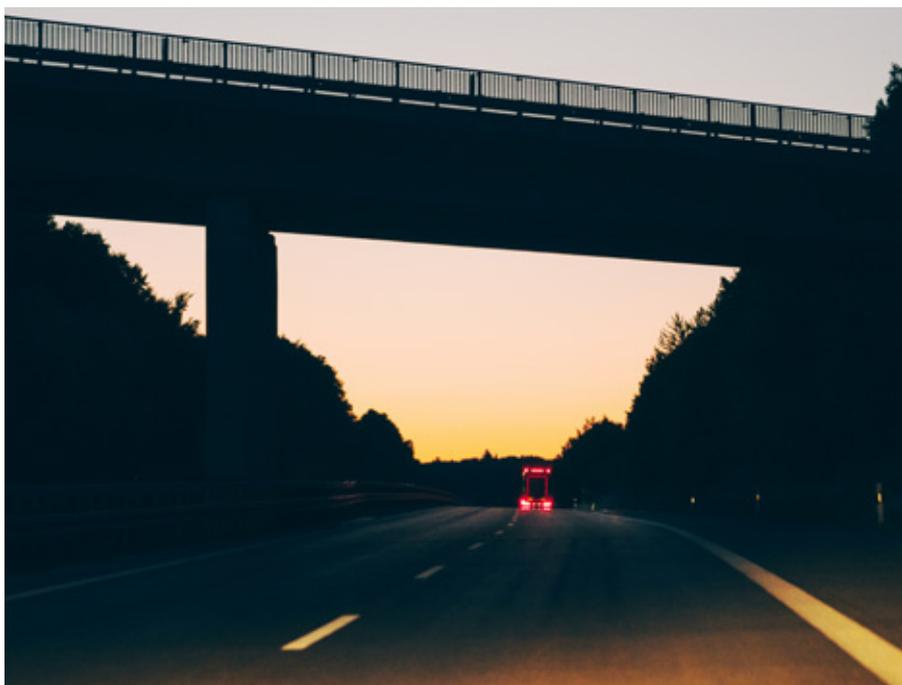
Wir haben den Transport eines zweiten Kalbes begleitet, ebenfalls mit einem GPS-Tracker: Kalb 572, zwei Tage früher geboren als Kalb 580, ebenfalls auf dem Hof der Fischers. Über zwei Sammelstellen in Baden-Württemberg ging es für das Bullenkalb nach

Köpfe, Klauen, Bäuche: Auf einem Rastplatz lassen die offenen Lüftungsschlitze einen Blick ins Innere des Transporters zu. 19 Stunden ist Kalb 580 quer durch die Republik unterwegs.



Immer weiter, von Sammelstelle zu Sammelstelle. So verlieren sich die Spuren.

Auf Autobahnen geht es Richtung Norden. Der Transporter ist mit seiner roten Lichtleiste in der Abenddämmerung gut erkennbar – und hat keine Trinkvorrichtung, die auf Kälber ausgerichtet ist.



Nordrhein-Westfalen, dort wurde es abgeladen, sechs Stunden Pause. Dann landete es in Belgien, am Ende in den Niederlanden. Erst nach über 30 Stunden erreichte es seinen Zielort: Einen Mastbetrieb nahe Amsterdam.

Die Viehzentrale, reagierte auf eine Anfrage zu den überschrittenen Transportzeiten und Hinweisen auf Überladung nicht.

„Sammelstellen-Hopping“ nennt die Tierschützerin Iris Baumgärtner das. Damit würden Transportunternehmen die gesetzlichen Regelungen ausreizen und regelmäßig brechen. Für die Animal Welfare Foundation, eine Tierschutzorganisation, die europaweit für das „Ende von Qualtransporten“ kämpft, fährt sie regelmäßig Viehtransportern quer durch Europa hinterher und dokumentiert Verstöße gegen die Gesetze. „Es war ein Erfolg, dass die Transporte nach Spanien vorerst nicht mehr stattfinden, zumindest ab Bad Waldsee“, sagt sie.

Damit sei das Problem aber nicht gelöst. Die Spanienroute werde weiter bedient – nur über Umwege und Zwischenstopps. Das erspare auch die Zankerei mit den Behörden. 2020 konnte sie zeigen, dass deutsche Kälber über vier Sammelstellen und drei Landesgrenzen nach drei Tagen in Spanien landeten. Mindestens zehnmal wurden die Kälber damals auf- und wieder abgeladen.

Bereits ab der ersten Ländergrenze verliert sich normalerweise die Spur der Kälber. Es gibt keine europäische Datenbank für die Tiere, die Dokumentation endet, wenn ein Tier das Land verlässt. Oder die EU. Baumgärtner und ihre Organisation konnten auch dokumentieren, dass Tiere von Spanien per Schiff weiter in den Libanon, nach Marokko oder Algerien verbracht wurden.

JETZT

In einem Stall nahe der holländischen Grenze steht ein Bauer. Es ist kurz vor Mittag, er geht in einen Nebenraum und zieht sich um. Streift den Blauemann über die Schultern, die Beine, darunter trägt er normale Kleidung. Er sieht müde aus. Seinen Namen möchte er in der Zeitung nicht lesen.

Seit fünf Uhr morgens arbeite er. Für ein Gespräch sei er zu erledigt. Sorry. Aber dann erzählt er doch: 1500 Kälber stehen in seinen Stallungen, eingesammelt aus ganz Deutschland. Links die jungen, rechts jene, die demnächst abgeholt werden. Sechs Monate werden sie gemästet.

Sieben Tage die Woche arbeiten sie, sagt der Bauer, zu dritt und machen am Ende keine 90000 Euro Umsatz. Ohne die Einnahmen durch die Biogasanlage und die Solarpanels auf dem Dach der Stallungen wäre er längst pleite. Er habe den Hof 1977 von seinen Eltern übernommen. Damals habe es in der Umgebung noch viele kleine Bauernhöfe gegeben, inzwischen seien nur noch drei oder vier übrig. Die meisten seien kurz davor aufzugeben. „Lange mache ich das auch nicht mehr“, sagt der Bauer und schüttelt den Kopf.

Da oben kämen sie mit immer neuen Vorschriften. Längst müsste er eigentlich in einen neuen Boden in-



Eine Mastanlage in den Niederlanden. Am Ende landet Kalb 580 in einem Betrieb kurz vor der holländischen Grenze. Sechs Monate wird es hier stehen. Und dann geschlachtet.

vestieren. Aber wie? Wenn die Preise für die Kälber im Keller bleiben. Er wirft die linke Hand in die rechte Armbeuge und zeigt dem Rosenbusch vor dem Backsteinhaus den Mittelfinger. „Dann kauft doch euer Fleisch in Brasilien!“

Im linken Stall steht Kalb 580. Ein Mann in weißem Unterhemd führt es in seine Box. Am Abend wird es mit einer Elektrolyt-Mischung getränkt, am nächsten Tag bekommt es Ersatzmilch. So bleibt das Fleisch weiß.

Der Mastbetrieb hat sich, wie die meisten großen Betriebe in Norddeutschland, Holland und Belgien, auf die Weiße-Kalbfleisch-Zucht spezialisiert. Die helle Farbe zeugt von einem besonders geringen Eisengehalt – und davon, dass die Tiere in ihrem kurzen Leben wohl keine Klaue auf eine grüne Weide gesetzt haben. Beginnen sie Gras zu fressen, färbt sich das Fleisch rosafarben. Kälber sind Wiederkäuer. Sie brauchen Gras und Heu, sonst können sie schmerzhaft Magengeschwüre bekommen.

Kalb 580 ist jetzt 25 Tage alt.

Rund 180 Tage liegen noch vor ihm. Es wird morgens seine Milch trinken und abends seine Milch trinken, allmählich zunehmen, abends trinken, wird aus dem Stall links in den Stall rechts verlegt und wahrscheinlich an einem Tag im Januar wieder auf einen Transporter verladen werden.

In der Zwischenzeit sind auf Fischers Hof wieder zwei Bullenkälber auf die Welt gekommen. Dort können sie nicht bleiben.



MAKING OF

KIM LUCIA RUOFF & AARON LEITHÄUSER

Um die Geburt nicht zu verpassen, stellten Aaron Leithäuser und Kim Lucia Ruoff ihr Zelt neben der Abkalbebox auf. Zwei Kühe waren „überfällig“, in ein paar Stunden oder in ein paar Tagen. Jetzt wissen sie: Reportage heißt auch, manchmal stundenlang auf Kuhhintern zu starren.
kimluciaruoff@posteo.de
aaron.leithaeuser@stud.hs-hannover.de



Max Aicher schwimmt im Himmel. An die Wände seines Poolhauses hat er blaue Fenster mit Wolken malen lassen.

TEXT
MARTIN HOGGER

FOTOS
LUDWIG NIKULSKI

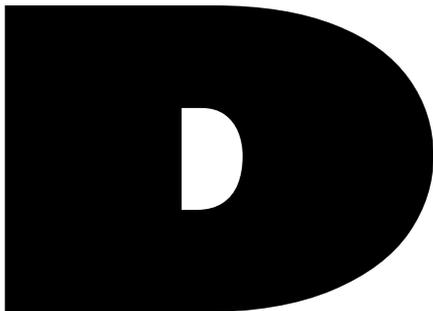


Blick von der Predigtstuhlbahn über das Berchtesgadener Land. Max Aicher hat sie für einen Euro gekauft und so vor dem Konkurs gerettet.

Der Unternehmer Max Aicher hat mit Stahl und Beton Milliarden gemacht. Mit 88 Jahren zieht er noch immer die Fäden – in seiner Firma, in seiner Stadt. Ist das gut oder schlecht für Freilassing?



Die Beletage im Haupthaus der Predigstuhlbahn, an der Decke leuchtet das Familienwappen der Aichers. Die Bar hat goldene Zapfhähne und heißt Evelyne's, benannt nach Max Aichers Frau. Sie findet das übertrieben.



Die Zentrale seines Weltkonzerns geht hinter einem Lidl unter. Ein nüchterner Betonbau, zweistöckig, gerade ist er eingerüstet. Im Foyer smalltalkt die Vertreterin eines Wirtschaftsverbandes mit der Empfangsdame. Max Aicher zeige, was deutsche Unternehmen leisten können, sagt die Verbandsfrau. „Er denkt groß. Er riskiert etwas.“

Sie plant gerade einen Wasserstofftag: Vorträge, Podiumsdiskussionen, Hubert Aiwanger, der bayerische Wirtschaftsminister. Alles wie immer. Sie will aber etwas Besonderes auf der Bühne. Sie will Max Aicher. Darum ist sie hier.

Max Aicher aus Freilassing. So ziemlich jedes Auto, das in Europa hergestellt wird, enthält Aicher-Stahl, das One World Trade Center in New York dito. Aichers Firmen bauen Brücken, Bahnhöfe, Mietshäuser, recyceln Schrott, sie verbrennen und verladen Hausmüll von Bayern bis nach Usbekistan. Über 4500 Menschen in 40 Unternehmen und 18 Ländern arbeiten für den Aicher-Konzern. Vor ein paar Jahren hat Max Aicher ihn in eine Stiftung überführen lassen, Bilanzsumme: über eine Milliarde Euro. Max Aicher ist Stiftungsvorstand, der einzige und auf Lebenszeit. Dieses Jahr ist er 88 Jahre alt geworden.

Im Aufzug nach oben zupft die Vertreterin nervös an ihrem Sommerkleid. Sie sagt: „Einen Herrn Aicher trifft man nicht jeden Tag.“

In Freilassing gibt es ein Sprichwort: München hat das Oktoberfest, wir haben den Max Aicher. Die Stadt und der Milliardär können nicht ohneeinander. Männer wie Max Aicher – meistens sind es Männer, es gibt sie in etlichen deutschen Städten – haben so viel Geld, Häuser, Grundstücke, können so viele nach ihrer Pfeife tanzen lassen, dass Politiker und Politikerinnen gegen ihren Willen kaum ankommen. Oder stimmt das gar nicht? Was zu der Frage führt: Wie viel Macht hat ein Milliardär über seine Stadt?

Ludwig Unterreiner, 14 Jahre lang Stadtrat in Freilassing und Inhaber einer

Bäckereikette: „Er ist der letzte Visionär, den wir haben.“

Josef Flatscher, bis 2020 Bürgermeister von Freilassing: „Er hat uns von sich abhängig gemacht. Ohne ihn lässt sich kaum etwas umsetzen.“

Erste Etage, die Aufzugtür öffnet sich. Die Sekretärin führt die Verbandsfrau in einen Konferenzraum. Fünf Minuten später geht die Tür auf. Max Aicher betritt den Raum, gefolgt von einem seiner Manager. Kurzes Nicken, leises „Grüß Gott“. Er wirft sein Sakko über einen Stuhl und streicht seine bunte Krawatte glatt. Seine Tochter hat sie bemalt, er trägt sie fast jeden Tag, auch wenn die Farben verblassen. Dann setzt er sich, der rechte Arm hinter der Lehne.

In Freilassing gibt es ein Sprichwort: München hat das Oktoberfest, wir haben den Max Aicher. Die Stadt und der Milliardär können nicht ohneeinander.

Kein Smalltalk, sofort zur Sache.

„Kennen Sie den Verband?“, fragt die Vertreterin. Max Aicher kennt ihn nicht.

Während sie erzählt, greift er in seine Jackentasche, holt einen gelben Plastik-kamm hervor und kämmt sich das graue Haar zurück. Dann nimmt sein Manager 30 Minuten lang die Argumente der Vertreterin auseinander. Ab und zu wirft Aicher etwas ein. Er spricht leise, manchmal scheint ihm der Gedanke mitten im Satz davonzufliegen. Dann räuspert er sich und fängt ihn wieder ein. Die meiste Zeit blickt

er ins Leere. In seiner Ideenwelt fühlt er sich am wohlsten, sagen viele Leute, die ihm nahestehen. Am Ende blickt der Manager hinüber zu Aicher und schlägt vor, sich „diesen Wasserstofftag mal anzuschauen“.

Alle schauen Max Aicher an. Stille. Jetzt hängt alles an seinem Nicken.

Wasserstofftag. Ja? Nein?

Aicher senkt kurz den Kopf. Ein angedeutetes Nicken. Die Vertreterin lacht auf vor Erleichterung. „Das gelingt einem Mann nur selten bei mir, aber ...“, sagt sie. Kunstpause. „Herr Aicher, Sie machen mich sprachlos.“

Herr Aicher, was können Sie besser als andere?

Er lehnt sich lässig in den Konferenzstuhl zurück. „Wissen Sie“, sagt er, „ich hatte sehr viel Glück in meinem Leben.“

Dann: „Viele Dinge haben sich einfach ergeben. Dinge, die besser waren, als ich sie geplant hatte.“

STAHLWERK - DAS GEHEIMNIS SEINES ERFOLGS

Max Aicher trägt einen gelben Schutzhelm, als er die Metalltür zum Stahlwerk Annahütte in Hammerau aufstemmt, eine rund 300 Meter lange Halle aus Beton. Dahinter: Alpenpanorama. Drinnen hat die Hitze des Stahls Löcher in die Dämmung gefressen. Der Stahl zieht sich durch ein gutes Dutzend Maschinen wie ein langes, immer dünner werdendes orangefarbenes Lichtschwert. Alle paar Meter bleibt der Stahl stehen, eine Flex schneidet durch das glühende Lichtschwert, Funken spritzen in die Luft. Es wirkt wie eine Show von Rammstein, Feuer und Stahl, nur im Funkenregen steht ein 88-Jähriger mit weißem Hemd und bunter Krawatte, das Monogramm AM in die Manschetten gestickt. Max Aicher wirkt wie in seinem Element.

Er habe selbst noch gelernt, wie man Stahl walzt, sagt Aicher beim Weitergehen, vorbei an Bündeln von Spann- und Gewindestahl, für Stahlbeton, für Brücken. Auf den Laschen steht Österreich, Italien, Australien.

Das mit dem Stahlwerk begann als Zufall, doch dann katapultierte es Aicher vom lokalen Bauunternehmer zum Stahlmagnaten. 1975 kaufte er die Annahütte, anfangs wegen der Grundstücke. Er verbot Alkohol am Arbeitsplatz, verkleinerte die Belegschaft, setzte längere Arbeitszeiten durch.



Eine Tankstelle am Bahnhof von Freilassing. Max Aicher wollte hier ein Hotel und eine Berufsschule bauen. Der Stadtrat sperrte sich. Also verfällt das Gelände.

Das Stahlwerk produzierte Stahl für Aichers Baufirma, die Baufirma baute Hallen und Häuser für das Stahlwerk. Er begann, Schrott zu sammeln, um wieder Stahl daraus zu machen, und Hausmüll, um Energie zu gewinnen, damit die Hochöfen laufen. So schuf er ein Imperium, in dem jedes Glied ins andere greift. Das brachte eine Grundlast an Aufträgen, bis die Unternehmen selbständig sein konnten. Damit war Aicher der Weltwirtschaft 40 Jahre voraus, die erst, als sie durch Corona aufs Gesicht fiel, lernte, wie fragil outgesourcte Lieferketten sein können.

Heute hat die Annahütte rund 500 Mitarbeiter und ist Weltmarktführer bei Gewindestählen – Stangen aus Stahl, von dünn bis dick, in die ein Gewinde hineingewalzt wurde. Warum das so ist? „Die Qualität“, sagt Aicher. Er führt in

einen kleinen, sterilen Raum. Hier checken zwei Männer den Stahl auf Temperatur und Risse, jede Fuhre aufs Neue. „H-H-Herr Aicher“, stottert der Junge und schaut den Alten an, als wäre gerade Capital Bra höchstpersönlich durch die Tür gesteppt.

Aicher will sein größtes Vorbild übertrumpfen: Berthold Beitz, einen der einflussreichsten Industriellen der alten Bundesrepublik. Beitz arbeitete bis zu seinem Tod im Jahr 2013. Er wurde 99 Jahre alt. Max Aicher will die 100 schaffen.

Sechs Stahlwerke besitzt Aicher, Nummer sieben hat er 2021 verkauft. Oberster Betriebsrat dort war Karl-Heinz König, er sagt: In der Annahütte müssten die Leute übertariflich viel arbeiten, würden aber untertariflich bezahlt. Eine IG Metall wolle Aicher da nicht haben.

König war mal auf einer Betriebsfeier eingeladen, 475 Jahre Annahütte. Ein rotes Zelt mit vier Türmchen hatte Aicher hingestellt, dazu Freibier, Brathendl, Kinderspiele. Aicher sei nur so angehimmelt worden. Der Gewerkschafter versteht es nicht. „Er haut die Leute übers Ohr – und die feiern ihn auch noch dafür.“

Josef Flatscher, der ehemalige Bürgermeister: „Ohne ihn würde es Hunderten Familien schlechter gehen.“

Rainer Georg Zehentner, Ex-Chefredakteur von Max Aichers Wochenzeitung: „Er bräuchte das ewige Leben, an so vielen Projekten, wie er plant.“

Johannes Geigenberger, Wirtschaftsredakteur bei der Lokalzeitung: „Manchmal erinnert er mich an ein Kind im Sandkasten. Das macht es so schwer, ihm etwas übelzunehmen.“

Max Aicher und seine Frau Evelyne, sie sind seit 56 Jahren verheiratet. Hunderte Brücken haben Aichers Firmen gebaut, kein Wunder, dass oben rechts Nepomuk thront, der „Brückenheilige“. Eine von zig geschenkten Statuen.



AICHER PRIVAT - DIE BESTÄNDIGKEIT, DIE GENÜGSAMKEIT, DER GEIZ

Besuch bei den Aichers. Sie wohnen in einem Haus mit dunklen Holzbalken, keine 20 Meter hinter der Firma. Von den Einfamilienhäusern in der Umgebung hebt es sich nur durch die hohen Hecken ab. Seine Frau strampelt ein Stück weiter lustlos auf einem Heimrad herum. Eine Frau in hellblauer Arbeitsschürze wässert die Pflanzen am Poolhaus.

Hier beginnt der Tag für Max Aicher um 6.30 Uhr mit 30 Minuten Schwimmen bei 30 Grad Celsius Wassertemperatur. Danach Frühstück und Zeitung lesen, um 8 Uhr rauf ins Büro. „Um 12 Uhr schaut meine Frau, dass ich zum Essen da bin“, sagt er. Wenn er auf Termin ist, schmiert sie ihm ein Brot mit fettarmem Käse. Um 17.30 Uhr ist er meist von der Arbeit daheim und

**Sein Vater,
ebenfalls ein
Max, hatte
sich vom
Dorf-Maurer
zum kleinen
Bauunternehmer
hochgearbeitet.
Die Aichers
bauten
Freilassing
wieder auf.**

schaut die „Abendschau“, die Regionalnachrichten des Bayerischen Rundfunks. Danach gehe er oft wieder zurück ins Büro, sagt seine Frau.

Max Aicher wurde 1934 geboren. Er erlebte mit, wie Freilassing brannte. Als Eisenbahnknoten wurde es von den Alliierten besonders heftig bombardiert. Sein Vater, ebenfalls ein Max, hatte sich vom Dorf-Maurer zum kleinen Bauunternehmer hochgearbeitet. Die Aichers bauten Freilassing wieder auf. Das Freilassinger Krankenhaus, Wohnblöcke und Industriehallen. 1964 übergab der Alte an Max, den Erstgeborenen, und der baute daraus den Milliardenkonzern. 1975 der Einstieg ins Stahlgeschäft, 1989 kamen Müll, Recycling, Verwertung von Schlacken dazu. Max Aicher ist sich für kein Geschäft zu fein.

Die „Welt am Sonntag“ hat ihn auf Platz 210 der reichsten Deutschen gesetzt, ge-



Den „Totengräber der Maxhütte“ hat Max Aicher einmal Karl-Heinz König genannt. Weil König als Betriebsrat der Maxhütte, einem Rohrwerk bei Nürnberg, für die 35-Stunden-Woche kämpfte.

Die Aichers leben, wie viele der wohlhabendsten Familien in Deutschland, weit unter ihren Verhältnissen.

geschätztes Vermögen im Jahr 2020: 1,1 Milliarden Euro.

Die Aichers leben, wie viele der wohlhabendsten Familien in Deutschland, weit unter ihren Verhältnissen. Es kommt vor, dass er nach Feiern eigenhändig die übriggebliebenen Wurstsemmeln eintuppert. Zu Vorstandssitzungen gibt es schon mal Äpfel aus dem eigenen Garten. Auf der Terrasse steht eine alte Elektroheizung, mit der vergilbten Packung direkt daneben.

Der Fotograf fragt, ob er Max Aicher gemeinsam mit seiner Frau porträtieren dürfe. Max ruft ihr zu: „Evelyne. Die wollen uns fotografieren.“

Sie steigt sofort ab und kommt herüber. „Oh, so kann ich aber nicht aufs Foto“, sagt sie und eilt ins Haus.

Die beiden lernten sich 1964 in einem österreichischen Skiort kennen. Er 30, sie 21, sie war mit einem anderen Mann da und

mit ihrer Mutter, die aufpasste, dass nichts zwischen den beiden passiert. Der Mann brach sich bei der ersten Abfahrt das Bein. Max Aicher sprang als Skipartner ein.

Er sagt: Sie war hübsch. Sie sagt: Er konnte so gut wedeln. Das habe ihr imponiert.

Anfangs trafen sie sich in einem Künstlerlokal in München. Sie wartete. Er kam nicht. Sie bestellte einen Drink, bestellte ihr Essen, verlangte die Rechnung. Als sie gerade bezahlt hatte, kam er hereingestürzt. „Vielleicht war das das Interessante an ihm“, sagt sie.

Fünf Minuten nachdem sie ins Haus geeilt ist, kommt Evelyne Aicher zurück und setzt sich neben ihn auf die Couch auf der Terrasse. Rote Ohrringe, hellblauer Blazer, so könnte sie sofort in die Oper gehen. Er lacht bei jedem ihrer Sätze. Der Fotograf macht letzte Einstellungen, Aicher faltet ein Papier auf und wieder zu, auf und wieder zu. „Max, tu das Papierl weg“, ermahnt sie ihn. Max tut das Papierl weg. Es heißt, sie sei die Einzige, auf die er höre.

Später, Aicher ist schon längst beim nächsten Termin, zeigt Evelyne auf einen kleinen Teppich, den sie an die Terrassentür gehängt hat. Darauf ist das Gesicht von Max geflockt, ein Geschenk. Je reicher man sei, desto mehr bekomme man geschenkt, sagt sie. Ob ihrem Mann wichtig sei, was die Leute von ihm halten? „Natürlich“, sagt sie. Wenn die Leute zu ihm gingen, ihm die Hand schüttelten, im Allgemeinen: der Zuspruch. „Er braucht das irgendwo. Das ist Heimat für ihn.“

Evelyne streicht kurz über den Teppich mit ihrem Mann. „Ohhh“, sagt sie. „Mein Max Aicher bleicht aus in der Sonne.“

Herr Aicher, warum müssen Sie sich einmischen?

„Es ist ein Gefühl der Notwendigkeit.“

Können Sie es besser als die Politik?

„Ich fühle mich verantwortlich für Tausende Mitarbeiter. Dann können ruhig noch ein paar mehr profitieren drum herum.“

AICHER UND FREILASSING – EIN MILLIARDÄR, DER MACHT, WAS ER WILL

Josef Flatscher, der ehemalige Bürgermeister, lässt sich in einen Balkonstuhl plumpsen. „Am Friedhof liegen ein Haufen Leute, die dachten, ohne sie geht es nicht“, sagt er. Flatscher, ein gewaltiger Mann mit Bierzeltstimme, regierte über 20 Jahre lang Freilassing – und stritt in einem fort mit Aicher.

Der eine war gewählt, der andere hatte die Grundstücke. Aicher warf Flatscher vor, ihn nicht bauen zu lassen. Flatscher warf Aicher vor, Bebauungspläne nicht zu achten. Max Aicher besitzt ein Drittel des Baugrunds der Stadt. Das seien nicht irgendwelche Grundstücke, sagt Flatscher. Aicher besitze die besten, die am zentralsten gelegenen, bedeutsam für die Entwicklung der Stadt. Er bekam sie, weil er immer den einen Euro mehr zahlen konnte und, das muss sogar Flatscher zugeben, weil er Jahrzehnte vorausdachte. Flatscher: „Er hätte Großes in seiner Heimat erreichen können, wenn er nicht so stur wäre. Das Wort ‚nein‘ kennt er nicht.“

Das Ergebnis des Streits zwischen den beiden Sturschädeln: Stillstand. Einmal hängten wütende Bürger ein Plakat vor Flatschers Balkon auf. „Flatscher, Aicher und Co. machen Freilassing KO“, stand darauf. Flatscher muss lachen, wenn er sich daran erinnert.

Ein Beispiel: 2018 wollte die Stadt bezahlbaren Wohnraum schaffen und stellte ein Grundstück in der Schlenkenstraße zum Verkauf. Max Aicher bot, wie so oft, am höchsten. Allein, er hatte sich verkalculiert. Seine Planer bekamen das nicht zusammen: den Bebauungsplan einhalten und genug Geld verdienen. Alle Bauanträge flogen durch den Stadtrat.

Das ärgerte Aicher maßlos. Erst buchte er Inserate im „Freilassinger Anzeiger“, um Flatscher zu widersprechen. Bald darauf gründete er eine eigene Wochenzeitung. Er stellte zehn Mitarbeitende ein. Ab da besaß er den „Durchblick“. Die Redaktion produzierte eine Probeausgabe, bevor sie gedruckt wurde: Herzinfarkt des Chefredakteurs. Ohne ihn hatte Aicher keine Lust mehr aufs Verlegen. Der „Durchblick“ erschien nie.

Wie der Streit ausging? Aicher bekam 18 Wohnungen genehmigt, begann aber dann 27 zu bauen. Sein Plan wurde öffentlich. Die Anwohner liefen Sturm. Und die Stadträte fühlten sich „verarscht“. Jetzt stehen dort zwölf Wohnungen, vier Reihenhäuser und ein Mehrgenerationenhaus. War es das alles wert?

Herr Aicher, wann haben Sie das letzte Mal geweint?

Er bricht den Blickkontakt ab, schaut auf den Boden, spielt mit seiner FFP2-Maske. Es vergehen zwei, drei, vielleicht vier Minuten in Stille.



Die Logos der verschiedenen Max-Aicher-Firmen im Max-Aicher-Stadion von Freilassing. Ohne den allmächtigen Mäzen geht in den örtlichen Sportvereinen wenig.

„Ich weiß es nicht. So etwas hat mich noch nie jemand gefragt.“

Dann räuspert er sich. *„Wissen Sie, wenn man so alt ist wie ich, hat man das irgendwann verlernt.“*

KRANKENHAUS – IST ER VIEL WENIGER MÄCHTIG ALS GEDACHT?

Das Krankenhaus Freilassing ist ein schmuckloser, abgenutzter Plattenbau. Mitte der 1960er Jahre war es eines der ersten Gebäude, dessen Bau Max Aicher als Geschäftsführer verantwortete. Am Rand steht die ehemalige Unterkunft der Ordensschwester. Heute ist sie verfallen. Manchmal fotoshooting Dorf-Influencer in der Ruine.

„Aicher tut das weh“, sagt Norbert Schade auf seiner Terrasse, ein paar hundert Meter entfernt. Dieser Verfall. Er war



Zwei Arbeiter der Annahütte, dem Stahlwerk in Ainring, haben sich in einer Cafeteria Frühstück geholt am Max-Aicher-Platz, zu dem die Max-Aicher-Allee führt.

lange Pflegeleiter im Krankenhaus. Ende der 1990er Jahre, erzählt Schade, starb Max Aichers bester Freund an Brustkrebs. Mit einem Computertomographen hätte man den Krebs früher erkennen können, aber so ein Gerät gab es im Landkreis nicht. Kurz nach dem Tod des Freundes, im März 1999, stellte Aicher dem Freilassing Krankenhaus ein CT hin, für rund eine Million D-Mark. Als Schade 2003 einen Protestverein „Für den Erhalt des Freilassing Krankenhauses“ gründete, war Max Aicher von Anfang an dabei – und setzte sich an die Spitze der Bewegung.

Sprung in das Jahr 2020. Aus den drei Krankenhäusern im Berchtesgadener Land soll eines werden. Max Aicher und die Aktivisten hätten es gerne in Freilassing gesehen. Sie befürchten, in ein paar Jahren werde es im Landkreis gar keins mehr geben. Den Standort Freilassing setzten sie nicht durch.

70000

TONNEN Gewindestabstahl produziert die Annahütte jedes Jahr und dominiert damit zwei Drittel des Weltmarktes – für Stangen aus Stahl, von 1,2 bis 7,5 Zentimeter dick, in die ein Gewinde hineingefräst wurde.

Also Vorschlag Nummer zwei: Es soll zwei Gemeinden weiter gebaut werden, dort wo die Klinikgesellschaft schon Grund besitzt – und auch Aicher. Er heuerte ein renommiertes Planungsbüro an und ließ ein Gegenkonzept entwerfen. Die Kreisräte ignorierten es, entschieden sich für den Plan der Klinikgesellschaft. Das neue Zentralklinikum wird nun weit weg von Freilassing gebaut werden. Es gab nur drei Gegenstimmen.

Daraufhin stellte sich der Leiter der Klinikgesellschaft den wütenden Freilassingern in einer Bürgerversammlung und verkündete seinen Plan für das nicht mehr benötigte Krankenhaus: einen „Gesundheitscampus“. Die Bürger schimpften zurück, was denn ein „Gesundheitscampus“ sei. In dem Moment standen sie zusammen, Max Aicher und die Freilassingern. Am Ende aber haben sie trotzdem verloren.

Natürlich hat Max Aicher schon den nächsten Plan, an dem er hinter den Kulissen bastelt.

Im Kontrollraum des Stahlwerks. Max Aichers Telefon klingelt. Auf der anderen Seite der Leitung stellt sich ein erwachsener Mann als Schwiegersohn einer Freundin von Aichers Frau vor. Er sei Arzt und bewerbe sich gerade auf eine leitende Position. „Sie wissen, Herr Aicher, das ist eine sehr, sehr politische Angelegenheit“, sagt er. Deshalb freue er sich sehr über Unterstützung.

Was da kaum einer weiß: Hinter dem jetzigen Freilassing Krankenhaus, dem zukünftigen „Gesundheitscampus“, gibt es 13000 Quadratmeter Wald – ein Filetstück an Baugebiet, mehrere Millionen Euro wert. Aicher hat es gerade erst gekauft. Er will dort eine ambulante Chirurgie bauen. Als Krankenhausersatz, quasi. „Dafür“, sagt Aicher zum Arzt, „bräucht ich einen Direktor.“

Der Mann sagt „Puh“ und „Das ist nicht so mein Spezialgebiet“. So eine kleine Chirurgie sei sehr komplex. Aber er helfe ihm gerne, den Richtigen zu finden. Aichers Idee aber, glaubt der Arzt, könnte funktionieren.

In seinem Garten atmet Mitstreiter Norbert Schade einmal tief durch. „Max Aicher hat tolle Ideen, aber ...“, sagt er, wenn der Name Aicher irgendwo draufstünde, verdrehten Lokalpolitiker schon automatisch die Augen. „Er soll ja so viel Macht haben, davon merke ich beim Krankenhaus zumindest nichts.“

WIE ENTSTEHT MACHT? IST EIN MANN GRÖßER ALS DIE DEMOKRATIE IN SEINER STADT?

Der Politikwissenschaftler Martin Gross von der Ludwig-Maximilians-Universität München ist einer der wenigen Forscher, die diese Fragen in der Lokalpolitik untersuchen – oder es zumindest versuchen. Als Wissenschaftler habe er wenige Einblicke in die lokalen Netzwerke, sagt Gross. Aber der Einfluss sei genauso da, genau wie in der großen Politik – wenn nicht sogar größer.

„Je kleiner die Städte, desto direkter der Draht in die Politik, desto größer Einfluss und Abhängigkeit“, sagt Gross. Beispiele wie Max Aicher und Freilassing gebe es viele in Deutschland, zum Beispiel SAP-Gründer Dietmar Hopp in Hoffenheim, Lidl- und Kaufland-Inhaber Dieter Schwarz in Heilbronn, Brose-Erbe Michael Stoschek in Coburg.

Diese Männer täten viel Gutes für ihre Heimat, sagt Gross. Max Aicher unterstützt 37 Sportvereine mit seiner Max Aicher Stiftung, holt Geflüchtete aus der Ukraine nach Deutschland, bietet an seiner Akademie Deutschkurse an. Wenn jemand Spenden braucht, kommen die Leute zuerst zu ihm.

Dieses Engagement wollen die Spender auch gewürdigt wissen, sagt Gross. Der Forscher nennt das den „Uli-Hoeneß-Effekt“, den er nach dem ehemaligen Manager des FC Bayern München benannt hat. Rund um Freilassing tragen vier Sportstätten Aichers Namen: die Max Aicher Arena, die Max Aicher Stocksporthalle, das Max Aicher Stadion Salzburg, das Max Aicher Stadion Freilassing.

Max Aicher unterstützt 37 Sportvereine mit seiner Max Aicher Stiftung, holt Geflüchtete aus der Ukraine nach Deutschland, bietet an seiner Akademie Deutschkurse an.

Mit dem Bayern-Manager haben Männer wie Aicher noch eines gemeinsam. Für jeden Unterstützer ihrer Projekte findet sich ein anderer, der sich von ihm übers Ohr gehauen fühlt. Für jeden, der sich über Spenden freut, gibt es einen, der sagt: Die kaufen sich die Unterstützung.

Ein anderes Beispiel. Weil über das Wohngebiet von Max Aicher der Salzburger Flughafen angefliegen wird, rief der einfach beim damaligen Bundesverkehrsminister an. Seine Nachbarn wird's freuen. Aber ist es gut, dass Aicher diese Möglichkeit hat?

Macht, sagt Martin Gross, ist wie eine Droge und Politik wie ein Spiel. Irgendwann gewöhnen sich die Leute daran, wie Politiker, die nicht aufhören können. Als reicher Unternehmer gebe es nichts Schöneres, als die Strippen in seiner Heimat zu ziehen, sagt Gross. „Man ist nicht gewählt, die Handlungen haben kaum Konsequenzen.“

Altbürgermeister Flatscher sagt: „Die einen halten ihn für den Heiland, die anderen für einen Grattler. Beides ist er nicht.“ Letzters erst hätten sie sich zum ersten Mal seit seinem Ruhestand wiedergesehen. „Wir haben uns die Hand gegeben. Es war ... schön.“

Eines will Max Aicher jedenfalls unbedingt noch zeigen. Zum 85. Geburtstag hat er sich ein Modell von Freilassing anfertigen lassen. 45 Quadratmeter groß. Wenn der zweite Stock fertig ist, soll das Modell seinen eigenen Raum bekommen. „Ganz aus Glas“, sagt er. Dann dreht er sich um, geht zum Lift. Die paar Sekunden nach oben, wo jetzt noch das Dach ist, schaut er schweigend auf seine Schuhe.

Oben stemmt er die schwere Glastür auf. Er tritt an den Rand des Daches und blickt über die Stadt, in den roten Abendhimmel. Man kann ihn sich bildlich vorstellen, wie er über dem Modell von Freilassing gebeugt neue Pläne ausheckt und dann von seiner kleinen Stadt aufblickt, über seine große Stadt, in den Himmel, auf die Flugzeuge, die über Salzburg ihre Runden drehen.

Herr Aicher, warum tun Sie sich das alles an, noch immer? Warum überlassen Sie die Stadt nicht sich selbst?

Er schweigt. Dann holt er Luft.

„Ich will, dass es gut wird.“

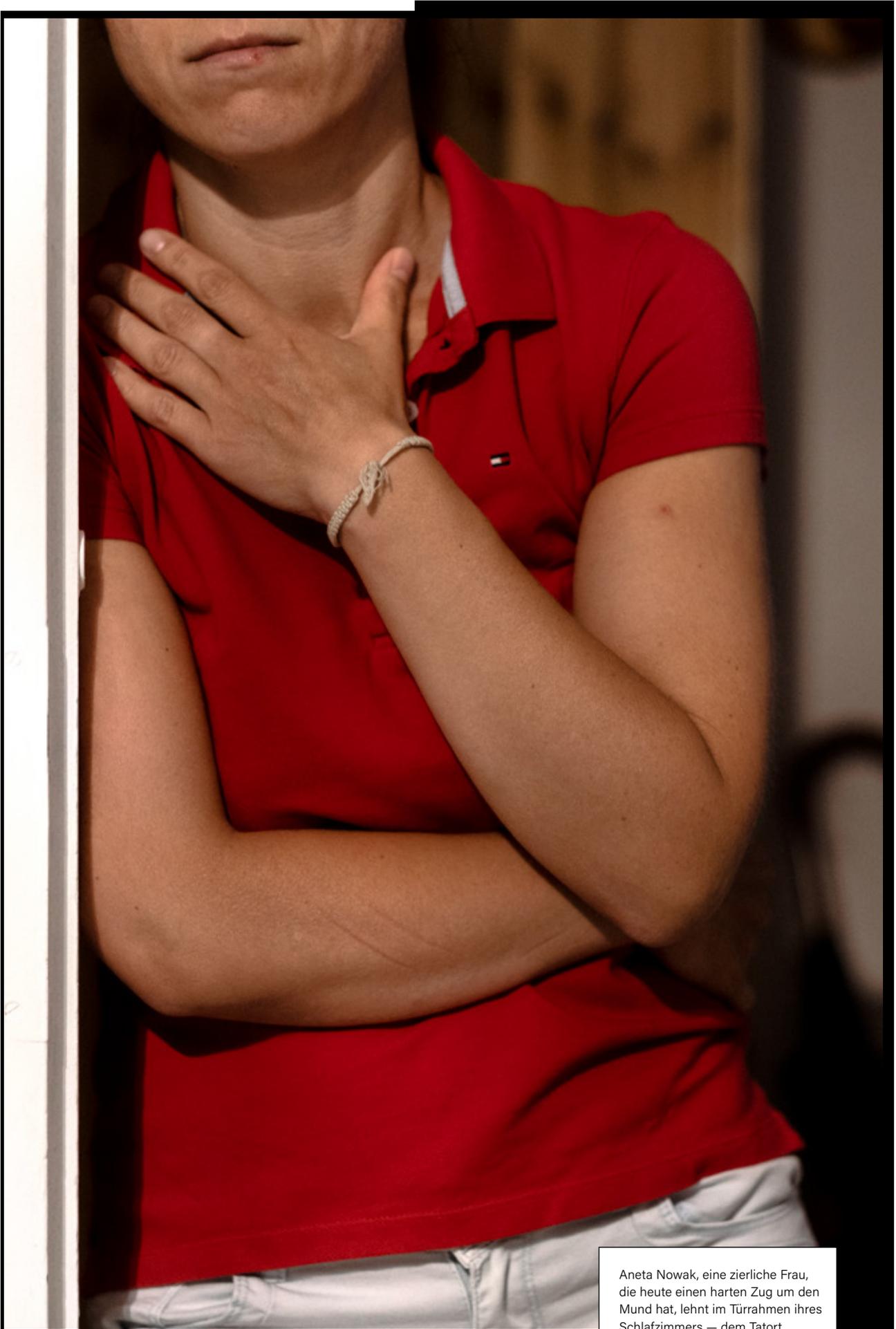
MAKING OF



MARTIN HOGGER & LUDWIG NIKULSKI

Für die Recherche zog der Autor Martin Hogger zurück ins Elternhaus und Fotograf Ludwig Nikulski hinterher. Nikulski stammt aus dem Greifswald. Bayerisch-deutsche Verständigungsprobleme inklusive. Wie beim täglichen Mittagessen bei Oma Fanny.

martinhogger@web.de
mail@ludwignikulski.de



Aneta Nowak, eine zierliche Frau, die heute einen harten Zug um den Mund hat, lehnt im Türrahmen ihres Schlafzimmers – dem Tatort.

Keine Luft mehr

TEXT
KRISTINA RATSCH

FOTOS
ANNA-MARIA BLÖMCKE

Als er sie heiratete, war Aneta eine schwache Frau, dann wurde sie stark und stärker. Das kostete sie fast ihr Leben.

E

Ein Mann wählt den Notruf der Hamburger Feuerwehr, es ist Sonntag, der 30. Mai 2021, kurz nach 15 Uhr. Er nennt die Adresse einer Erdgeschosswohnung im Hamburger Osten. Klingeln bei Nowak.

Wenige Minuten später fahren ein Rettungswagen und ein Notarztwagen an der Rettungswache F24 in Hamburg-Sasel ab. Die Einsatzbeschreibung lautet:

„Atembeschwerden mit blauer Verfärbung der Haut, weiblich, 38 Jahre, Fremdanrufer Erwachsener, 1 Person in Gefahr, Zustand nach Körperverletzung durch Ehemann. Gewürgt. Blau angelaufen.“

Aneta und Robert, die beide anders heißen, lernen sich am Rand des Fußballplatzes in Olszyna kennen, einem Dorf im südwestlichen Polen. Es ist der Sommer 1999. Robert ist 18 Jahre alt, er ist in Hamburg aufgewachsen und besucht in den Ferien seine Tante.

Lässig findet Aneta ihn in seinen Jogginghosen, ihr gefallen seine dunklen Locken. Sie ist 16, doch gar nicht scheu, wie die anderen Mädchen im Dorf, als sie ihn unbekümmert an der Seitenlinie mit Wasser bespritzt. Das beeindruckt ihn.

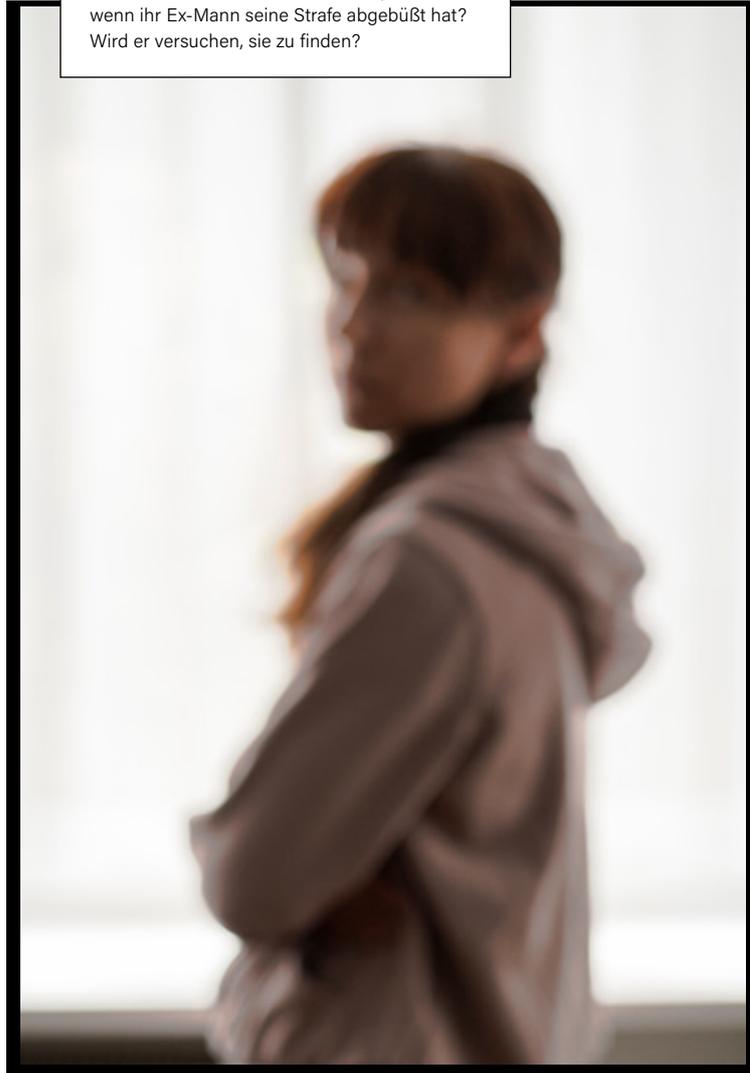
Zurück in Hamburg, ruft Robert jeden Tag bei ihr an. Sie reden über Fußball und Musik, er ist einfühlsam und hört gut zu. Manchmal nimmt ihre Mutter den Anruf entgegen, danach sagt sie zu Aneta: Er ist nett.

Weihnachten ist er wieder zu Besuch in Polen, sie verabreden sich zu einem Spaziergang. Aneta ist überrascht, als er sie in der Dunkelheit küsst, mitten auf der Straße. Als er abreist, ist er ihr Freund.

Fast jeden Tag telefonieren sie. Wenn sie vom See heimkommt oder erzählt, dass sie tanzen war, fragt er: „Und, wer war dabei?“

Im Urlaub und manchmal am Wochenende besucht er sie. Er kann nicht gut tanzen, aber er liebt Hip-Hop genau wie sie. Aus Deutschland bringt Robert No-

Aneta Nowak heißt eigentlich anders — und möchte nicht erkannt werden. Was passiert, wenn ihr Ex-Mann seine Strafe abgebußt hat? Wird er versuchen, sie zu finden?



wak ihr immer die neuesten „Bravo Hits“ mit, in ihrem Zimmer setzen sie sich aufs Bett und hören Musik. In den Schulferien fährt Aneta mit dem Bus nach Hamburg, er zeigt ihr den Hafen und die Alster.

Als sie fast drei Jahre lang zusammen sind, bleibt ihre Periode aus. Aneta ist 18 und geht aufs Gymnasium, sechs Monate fehlen noch bis zum Abitur. Die Nachricht von ihrer Schwangerschaft ist eher Schock als Freude. Sie entscheidet, das Kind zu bekommen, und er will es auch.

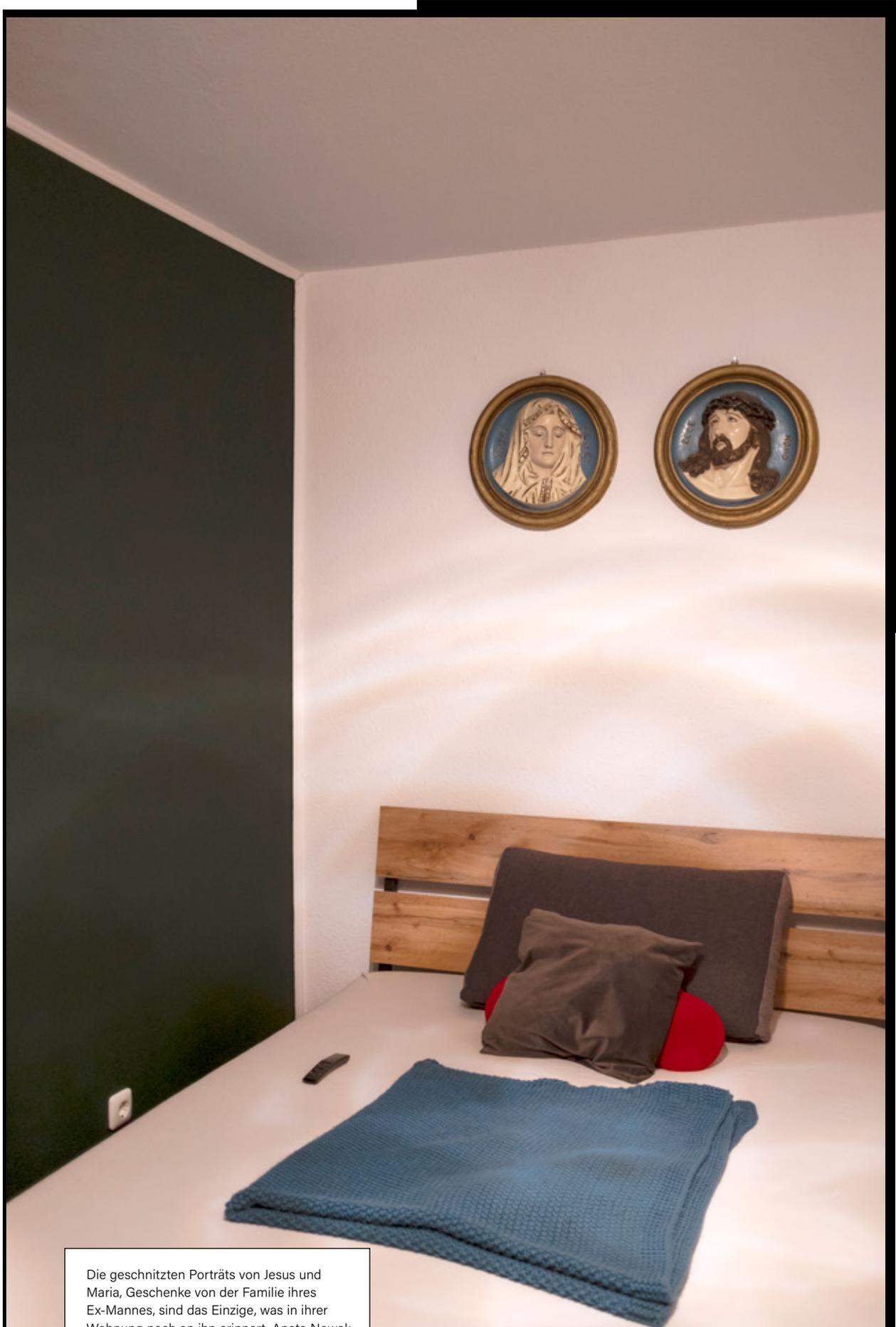
Das Baby soll in Hamburg zur Welt kommen, also bricht Aneta die Schule ab und steigt am 11. Dezember 2002 in den Bus, der sie nach Deutschland bringt, um zu bleiben. Sie ist im vierten Monat.

Zwei Tage später lassen sich Robert und Aneta im Standesamt in Wandsbek

trauen. Sie trägt ein beigefarbenes Kleid, in der Hand hält sie einen Strauß Lilien. Ihre Eltern sind aus Polen gekommen, die Schwiegermutter weint Freudentränen.

Die ersten Monate in Deutschland sind schwer. Ihr Sohn wird geboren. Aneta spricht kein Deutsch, in den Supermarkt traut sie sich nicht alleine. Ihr Mann begleitet sie, wenn er von der Spedition nach Hause kommt, er ist dort Lagerist. Tagsüber sitzt sie allein zu Hause und kümmert sich um das Baby. Ehrenamtlich hilft sie nachmittags manchmal bei der AWO, sie spielt mit Senioren oder geht mit ihnen spazieren.

Mittags, wenn Leon schläft, lernt sie Deutsch mit Kinderbüchern. 2006, Leon ist jetzt drei, beginnt sie eine Ausbildung zur Altenpflegerin. Sie freundet sich mit



Die geschnitzten Porträts von Jesus und Maria, Geschenke von der Familie ihres Ex-Mannes, sind das Einzige, was in ihrer Wohnung noch an ihn erinnert. Aneta Nowak hofft, dass sie von ihnen beschützt wird.

Kollegen an. 2011 wird ihre Tochter Emilia geboren.

Der Terror beginnt, als sie selbstbewusster wird. Um das Jahr 2015, als ihre Tochter vier Jahre alt ist und Aneta auf dem Weg, die Leitung des Pflegedienstes zu übernehmen.

Je weniger sie auf seine Hilfe angewiesen war, desto schlimmer wurde es, sagt sie heute. Er habe da gemerkt, dass er die Macht über sie verloren hat.

Aneta Nowak ist eine schwächliche Frau, ihre rotgefärbten Haare trägt sie zu einem dicken Zopf gebunden. Sie spricht schnell und hart, fast so, als sollten ihre Worte keine Gefühle transportieren. Einmal geht sie zur Schlafzimmertür und stößt sie auf. Im Türrahmen bleibt sie

stehen. Ihre grünen Augen, unter denen schwarze Schatten liegen, starren ins Zimmer.

Statistisch versucht jeden Tag in Deutschland ein Mann seine Partnerin oder Ex-Partnerin umzubringen – in jedem dritten Fall gelingt es ihm. Aneta Nowak hat überlebt. Sie will ihre Geschichte erzählen, weil es sie wütend macht, wie gering die Strafe für ihren Ex-Mann ausfiel, während der Schaden, den sie und ihre Kinder davongetragen haben, lebenslang ist.

Robert Nowak wurde zu sechs Jahren Haft wegen gefährlicher Körperverletzung verurteilt. Straftäter können aber schon nach zwei Drittel der Zeit entlassen werden. Im Sommer 2025 wäre Robert Nowak

dann wieder frei. Aneta Nowak fürchtet sich vor diesem Tag.

Die Rekonstruktion ihrer Geschichte beruht auf mehreren Gesprächen mit Aneta Nowak, mit ihrem Sohn Leon, ihrer besten Freundin Julia, den Ermittlungsakten, dem Gerichtsurteil. Der Brief an Robert Nowak, mit der Bitte um ein Gespräch, wurde von ihm nicht beantwortet.

Bald streiten sie im Wohnzimmer. Auch wenn die Kinder dabei sind. Später sogar bei Kaffee und Kuchen, wenn die ganze Familie um den gedeckten Tisch sitzt. Er sagt verächtlich, dass sie jetzt zur Leitung gehöre. Wirft ihr vor, sich als etwas Besseres zu fühlen und mehr zu verdienen als er, unterstellt ihr, sich hochzuschlafen. Nur einmal gibt sie zurück: „Und du bist nur Lagerist.“ Ansonsten erträgt sie stumm seine Gängeleien.

Robert ist bereits kahl, seine Glatze versteckt er unter Kappen von Tommy Hilfiger. Am Handgelenk trägt er teure Uhren, er sammelt sie seit mehreren Jahren. Er sei immer hilfsbereit gewesen, sagt Julia, die Freundin. Als sie und ihr Mann in ihr neues Haus einzogen, kam er oft vorbei, um Lampen zu befestigen oder Werkzeug zu bringen.

Nach außen scheint alles normal. Er schlägt nie zu, doch daheim wird die Schikane immer schlimmer. Je mehr er sie kontrollieren will, in seiner Hilflosigkeit, in seiner Wut, desto weiter rückt sie von ihm ab. Er weiß sich nicht zu helfen, und er lässt sich nicht helfen.

In den eigenen vier Wänden schreibt Robert seiner Frau vor, keine engen Röcke anzuziehen, kein Rouge aufzutragen, ihre Wimpern nicht zu schminken. Einmal kauft sie sich einen langen, gelbblühten Sommerrock. Als sie ihn vom Wäscheständer abhängt, ist der Reißverschluss zerschnitten.

Er sagt: Mit deiner krummen Nase will dich sowieso keiner.

In Gesellschaft, vor Freunden und Kollegen stellt er sich als guter Vater und Ehemann dar. Da sagt er: Guckt mal, wie schön und schlau meine Frau ist, sie gehört jetzt zum Leitungsteam.

Er lässt die Luft aus den Reifen ihres Golf. Als er merkt, dass sie sie alleine aufpumpen kann, steckt er Schrauben in den Schlauch.

Er sagt, wenn du einen anderen hast, bringe ich ihn um. Du gehörst mir, und niemand anderes soll dich haben.



Das gemeinsame Hochzeitsbild hat sie längst entsorgt. Zwei Fotos von ihm zerreißt sie und wirft die Schnipsel in den Küchenmüll. Die Fotografin holt sie hervor und ordnet sie an zu einer Collage.

Bei der Arbeit im Büro, auf ihrem Diensthandy, dem Festnetztelefon, wenn sie zu Hause ist: Überall blinkt stündlich die Nummer mit der Endziffer -766 auf. Seine Nummer. Aneta beginnt, das Telefon klingeln zu lassen, irgendwann schaltet sie es einfach aus.

Seine Eltern und seine Schwester halten zu Aneta, sagen ihm, er solle sein Verhalten ändern. Sie helfen mit den Kindern, wenn Aneta arbeiten muss, unternehmen Ausflüge mit ihr oder laden sie sonntags zum Kaffeetrinken ein. Robert kommt da oft nicht mehr mit.

Später, vor Gericht, sagt Robert, er habe Aneta ihre neue Position geneidet. Ihre Eigenständigkeit und ihr neuer Kollegenkreis hätten ihn gestört. Er sagt, er habe sich von seiner Familie ausgeschlossen gefühlt, weil alle auf der Seite von Aneta standen.

Einmal bittet Aneta ihren Mann, einen Kurs zu besuchen, um zu lernen, wie man Konflikte löst und mit Gefühlen umgeht, ohne jedes Mal ausfällig zu werden. Er verlässt morgens das Haus, steigt in sein Auto und beteuert hinzugehen. Später stellt sich heraus: Er ist nie hingegangen.

Im Juni 2019, als sie zusammen aus der alten Wohnung aus- und in einen Neubau umziehen, ein paar Straßen weiter, fürchtet sich Aneta längst vor ihrem Mann. Wenn sie in den Morgenstunden zur Arbeit aufbricht, späht sie zuerst von der Türschwelle aus die Kellertreppe hinunter. Sie fürchtet, er könne im Treppenhaus auf sie warten oder im Gebüsch neben der Tür stehen, wenn sie aus dem Haus tritt.

Einmal, bevor sie zu einer Schulung nach Dortmund fährt, sagt er, sie solle aufpassen, dass sie „heil ankomme“. Aneta deponiert einen Brief für ihren Sohn im Drucker: Wenn mir etwas zustößt, ist Papa dafür verantwortlich.

Er macht heimlich Handyfotos von ihr, wenn sie in Unterwäsche schläft, oder Videos durchs Schlüsselloch, wenn sie duscht. Er droht, sie an ihren Chef zu schicken.

Irgendwann ist die Angst normal geworden, sagt Aneta Nowak, so normal wie das Streiten, die Anschuldigungen, aber auch so normal wie die Angst, ihn zu verlassen. Was soll dann aus den Kindern werden?

Nach einer Weihnachtsfeier der Pflegedienstleitung läuft Aneta zum ersten Mal

weg. Es ist ein Abend im November 2019, sie sitzt mit ihren Kollegen und Kolleginnen in einem portugiesischen Restaurant am Hamburger Hafen. Im schummrigen Licht des Restaurants leuchtet auf ihrem Handybildschirm alle paar Minuten ein Name auf: Robert.

Am nächsten Morgen täuscht Aneta vor, zur Arbeit zu gehen. Nachdem er gegangen ist, schlüpfte sie zurück in die Wohnung, rafft ein paar Kleidungsstücke zusammen und packt einen Rucksack für ihre Tochter. Sie sammelt ihre Tochter an der Schule ein. Stundenlang fährt sie durch Wandsbek, Farmsen, Poppenbützel. Abends ruft Aneta die Schwester von Robert an und fragt, ob sie zu ihr kommen kann.

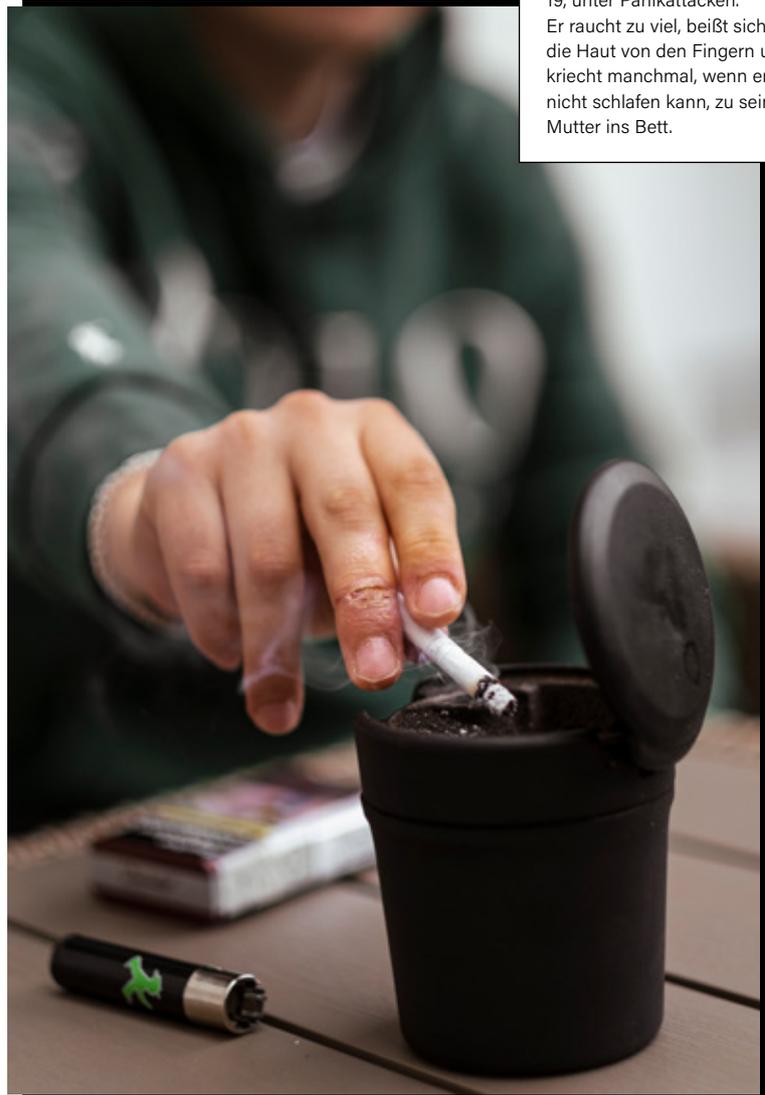
Robert sucht manisch. Er ruft bei seinen Eltern und bei Julia an. Seine eigene Schwester sagt in den Hörer, sie wisse nicht, wo Aneta sei. Er schreibt ihr, sie solle doch zurückkommen, er werde sich ändern, sie könne sich doch nicht für immer verstecken.

Nach drei Tagen kehrt sie zu ihm zurück.

Ein Jahr später, im Februar 2021, flieht Aneta wieder, dieses Mal nur ein paar Straßen weiter, zu den Eltern ihres Mannes. Dieses Mal wagt sie den Schritt. Es ist vorbei, sagt sie ihm. „Erst wenn du ausziehst, komme ich zurück.“

Mai 2021. Draußen ist es schon warm, als sie ihm ein letztes Mal die Wohnungstür öffnet. Aneta sagt, dass sie die Schei-

Seit der Tat leidet Sohn Leon, 19, unter Panikattacken. Er raucht zu viel, beißt sich die Haut von den Fingern und kriecht manchmal, wenn er nicht schlafen kann, zu seiner Mutter ins Bett.



Spazieren gehen, ans Meer fahren, tanzen: Aneta Nowak versucht, so viel Zeit wie möglich mit ihrer Tochter Emilia zu verbringen. Die Eltern teilen sich weiter das Sorgerecht für die Elfjährige. Das macht ihr Angst.



dung besprechen müssen, später, aber heute soll er nur seine Klamotten, Uhren, Schuhe und das Werkzeug aus dem Keller mitnehmen.

Wenn er gewusst hätte, dass sein Auszug für immer ist, hätte er sich eine größere Wohnung gesucht, sagt Robert. Sie ignoriert ihn und geht voran ins Schlafzimmer.

Aneta hat den Holzschrank, der die ganze Wand einnimmt, ausgeräumt. Seine Hemden, T-Shirts und Hosen stapeln sich in Umzugskartons verpackt hinter der Tür, die vielen Sneaker hat sie in blaue Müllbeutel gestopft. Er soll alles mitnehmen, er soll keinen Grund mehr haben, diese Wohnung noch mal zu betreten.

Robert öffnet die Schranktüren und starrt auf die leeren Fächer, in denen zwanzig Jahre seine Kleidung lag. Da habe er kaum noch Luft bekommen, sagt er später vor Gericht, und der Ton, in dem sie mit ihm sprach, habe ihm sehr weh getan.

Aneta geht zurück in die Küche und nimmt sich ein Stück Donauwelle vom Blech. Mit dem Kuchen will sie sich auf die Gartenliege setzen. Draußen bemerkt sie, dass sie das Polster dafür vergessen hat. Als sie in das Schlafzimmer zurückkehrt, starrt ihr Ex-Mann noch immer auf den leeren Schrank.

Seine Faust trifft sie in dem Moment, als sie das Gartenpolster aus dem Bettkasten hervorgezogen hat und sich der Tür zuwendet. Sie taumelt, fällt aufs Bett. Er kniet sich auf sie, packt mit beiden Händen ihren Hals und drückt zu. Sie versucht, seine Hände wegzudrücken, erwischt nur seinen Mittelfinger und beißt zu.

Kurz lässt er los, sie schlüpft unter ihm hervor und rennt zum Fenster. Es ist angelehnt. „Hilfe!“, schreit sie durch den Spalt. Er schlägt das Fenster zu, zerrt sie an den Haaren auf den Boden. Sein massiger Körper auf ihrem, eine Hand um ihren Hals. Er drückt noch mal zu. Dieses Mal hört er nicht auf.

Aus der Hosentasche zieht er mit der anderen Hand einen Strang aus vier Kabelbindern. Er hält den Strang an beiden Enden und drückt die harten Plastikstäbe auf ihren Hals.

Ihr Atem wird unregelmäßig, ein Röcheln nach Luft. Ihr Gesicht läuft blau an. Bevor sie das Bewusstsein verliert, sieht sie nur noch eins: sein Grinsen.

Er wählt 112 und legt sofort wieder auf. Plötzlich hört er ein Klopfen an der Wohnungstür.

Seine Mutter steht im Hausflur. Sie wusste von dem Treffen, hatte ein schlechtes Gefühl und radelte zur Wohnung. Er sagt seiner Mutter, sie sei tot. Dann drängt er sich an ihr vorbei und flieht durch das weiß gekachelte Treppenhaus hinaus zu seinem Auto. Auf dem Fahrersitz zieht er sein Handy aus der Tasche. Er wählt erneut den Notruf.

Er sagt: „Ich habe mit meiner Ehefrau ein bisschen Auseinandersetzung gehabt und sie ein bisschen gewürgt.“ Und dann: „Sie atmet, aber sie ist blau. Sie bekommt keine Luft.“

Als die Rettungssanitäter eintreffen, stellen sie fest: Ihre Zunge ist in

**Im Jahr 2020
wurden 26 Männer
von ihren
Ex-Partnerinnen
getötet –
und starben
132 Frauen durch
die Hand ihrer
Ex-Partner.**

den Rachen gerutscht, der Kehlkopf ist angeschwollen. Ihr Hals ist übersät von blutunterlaufenen Würgemalen. Akute Lebensgefahr. Aneta wird mit dem Krankenwagen auf die Intensivstation gebracht.

Sie bleibt zwei Nächte, am Morgen des 1. Juni 2021 verlässt sie gegen den Rat der Ärzte das Krankenhaus. Sie will nach Hause zu ihren Kindern. Auf dem Parkplatz wartet ihre Freundin Julia.

Sie stützt Aneta, als sie zum ersten Mal wieder über die Schwelle in ihre Wohnung tritt und zusammenbricht. Die Eltern von Robert schlafen in jener Nacht auf dem Sofa im Wohnzimmer. Sie versprechen, immer für sie und die Kinder da zu sein. Mit ihrem Sohn wollen sie

nichts mehr zu tun haben. Aneta schläft im Ehebett.

Neun Monate vergehen. Im Februar 2022 sehen sich Aneta und Robert vor Gericht wieder. Sie betritt neben ihrer Anwältin den Gerichtssaal 237 im Justizgebäude. Er ist noch nicht da. Als sie sich zum Saal umdreht, wird er plötzlich hereingeführt. Er starrt sie an. Kurz, ganz kurz guckt sie direkt in seine Augen. Aneta spürt, wie sie wieder keine Luft bekommt, alles rauscht in ihrem Kopf. Sie wendet sich ab. Während der Verhandlung schaut sie dann nur noch nach vorne.

Die Anklage gegen Robert Nowak vor Gericht lautet auf versuchten Mord.

Robert habe heimtückisch versucht, seine Frau zu töten, als sie arglos ins Schlafzimmer kam, um das Polster für den Gartenstuhl zu holen. Vor allem aber habe er aus niedrigen Beweggründen gehandelt: aus Eifersucht, Wut und Besitzanspruch.

Allein aus Eifersucht oder Wut zu töten, ist kein niedriger Beweggrund. Doch das Gericht urteilt, dass Roberts Wut und Eifersucht aus der niedrigen Gesinnung heraus entstanden sind, Aneta zu kontrollieren und zu besitzen. Er habe ihr damit den eigenen Willen und ihre Selbstbestimmung abgesprochen, ein Leben nach ihren Wünschen zu führen. Ein Leben ohne ihn.

Als das Urteil gesprochen wird, ist Aneta daheim. Es ist der 24. Februar 2022, sie steht am Küchentisch neben dem Fenster. Da erreicht sie der Anruf. Sechs Jahre, sagt ihre Anwältin am Ende der Leitung.

Weil er selbst den Notruf betätigt habe, sei Robert „von der Tat zurückgetreten“.

In Deutschland gilt laut Paragraph 24 im Strafgesetzbuch: Wenn ein Täter im letzten Moment selbst die Tat verhindert, wie Robert Nowak durch seinen Notruf, wird er nicht wegen des Versuchs verurteilt. Robert Nowak wird nicht wegen versuchtem Mord verurteilt, sondern bekommt eine Gesamtfreiheitsstrafe von sechs Jahren wegen gefährlicher Körperverletzung und eine Geldstrafe von 900 Euro für die Nacktfotos, die er aufgenommen hat.

Wenn Männer ihre Frauen oder Ex-Frauen töten, die sie verlassen wollen, werden sie häufig wegen Totschlag ange-

klagt, nicht wegen Mord. Als Mordmerkmal zählen unter anderem „niedrige Beweggründe“.

Ein Urteil des Bundesgerichtshofs hat dafür 2008 einen Präzedenzfall geschaffen. Dort heißt es:

„Auch die Tötung des Intimpartners, der sich vom Täter abwenden will oder abgewendet hat, muss nicht zwangsläufig als durch niedrige Beweggründe motiviert bewertet werden. Gerade der Umstand, dass eine Trennung vom Tatopfer ausgegangen ist, darf als gegen die Niedrigkeit des Beweggrundes sprechender Umstand beurteilt werden.“ Sprich: Das Opfer hat den Wutausbruch durch seine Trennungsabsicht selbst provoziert.

Vor allem für das Strafmaß macht das einen großen Unterschied: Mord wird mit lebenslang, Totschlag laut Paragraph 212 Strafgesetzbuch mit einer Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft.

Im Juli 2022 hat Bundesjustizminister Marco Buschmann deshalb angekündigt, den Paragraphen 46 des Strafgesetzbuchs zu ändern. Bei der Zumessung der Strafe soll künftig berücksichtigt werden, ob der Täter aus geschlechtsspezifischen Gründen eine Tat begangen hat. Paragraph 46 des Strafgesetzbuchs kann auch bei der Auslegung herangezogen werden, ob Beweggründe nach dem Strafgesetzbuch niedrig sind.

Aneta Nowak hat die Kleidung ihres Mannes weggegeben, Fotos, die sie gemeinsam zeigen, hat sie im Küchenmüll entsorgt.

Das Bett ist neu, das alte hat sie verschenkt. Die Wand hat sie dunkelgrün streichen lassen. „Damit ein bisschen Hoffnung in den Raum zurückkehrt“, sagt sie. Nur die geschnitzten Holzbilder von Maria und Jesus, die sie von der Familie ihres Ex-Manns geschenkt bekommen hat, hängen weiter an der Wand über dem Bett.

Aneta Nowak sagt: „Es geht nicht um mich, das ist egal, aber dass er das den Kindern angetan hat.“ Sie arbeitet bis nachts, sie redet viel, sie dreht die Musik in ihrem Wohnzimmer laut, schaltet den Fernseher ein, räumt die Wohnung auf. Sie backt Torten, so viele, dass keiner sie mehr essen kann.

Aneta Nowak macht sich Vorwürfe: Dass sie nicht früher gegangen ist, dass ihre Kinder so leiden mussten. Eigentlich habe sie immer das Beste gewollt: Die

Kinder sollten Mutter und Vater haben. Aneta Nowak sagt, deshalb hasse sie die Nacht und die Stille mit ihr. Eigentlich ist sie nicht gläubig, aber manchmal betet sie nachts und fragt Gott: Warum?

Aneta Nowak ist mit ihrer Geschichte nicht allein. Männer, die versuchen, Frauen zu töten, gibt es in allen Milieus, Schichten und kulturellen Hintergründen. Ein übertragbares Täterprofil gibt es nicht. Was sie meist gemein haben: Sie sind narzisstisch, sagt der forensische Psychiater Christoph Lenk aus Hamburg. Wenn diese Männer merken, dass ihre Frauen sie nicht

Der Bundesgerichtshof hat in vielen Fällen entschieden: Es war kein Mord, sondern Totschlag. Weil keine „niedrigen Beweggründe“ vorlagen. Das führt zu milderem Strafen.

mehr brauchen, weil sie alleine klarkommen, reagieren sie gekränkt. Der einzige Weg, die Kontrolle zurückzugewinnen, ist für sie: sie zu töten.

Ob sich Robert Nowak während seiner Haft mit der Tat auseinandersetzt, bleibt ihm selbst überlassen. Therapieangebote im Gefängnis sind in der Regel freiwillig. Und egal, ob er eine Therapie im Gefängnis macht oder nicht – im Sommer 2025 wird er nach Verbüßung von zwei Dritteln seiner Strafe wahrscheinlich entlassen. Niemand kann garantieren, dass sich sein Blick auf seine Frau während der Haft tatsächlich verändert hat. Aneta Nowak

jedenfalls hat Angst, dass er dann seine Tat zu Ende bringt.

Ihr Herz rast, wenn sie im Supermarkt zwischen den Regalen einen Mann mit Glatze sieht. Jeden Tag fragt sie sich, was passiert, wenn er rauskommt.

Im Zimmer von Leon Nowak, 19, ist es auch tagsüber dunkel, er hat die Jalousie heruntergelassen. Sein Gesicht ist blass und noch kindlich. An seinen Fingern ist die Haut aufgerissen, auf dem Schreibtisch liegen Perlen und Drähte, die er zu Armbändern knüpft, um sich zu beruhigen, wenn alles in ihm hochsteigt. Auf dem Regalbrett an der Wand steht seine Schneekugelsammlung. Im Bett darunter liegt er manchmal stundenlang in den dunklen Bezügen, schwitzt und kann nicht aufstehen.

Den Geburtstagsbrief aus dem Gefängnis hat er weggeschmissen, er hat ihn nicht gelesen.

Emilia Nowak, die Tochter, ist jetzt elf. Sie ist scheu, ihre braunen Augen wendet sie ab, wenn sie spricht. Früher hat Emilia oft draußen auf dem Spielplatz im Park um die Ecke gespielt. Heute bleibt sie meistens in der Nähe ihrer Mutter oder spielt zu Hause mit ihren Schleichtieren, die in ihrem Kinderzimmer aufgereiht sind.

Emilia ruft ihre Mutter seit der Tat alle paar Stunden an, vor der Schule, in der Pause, nach Schulschluss und wenn sie zu Hause ankommt.

Leon ist im August 2021 zum zweiten Mal mit einer Überdosis Kokain ins Krankenhaus eingeliefert worden.

Aneta Nowak sagt, sie sehe, wenn sie nachts wach liege, immer noch das Grinsen ihres Mannes über sich.

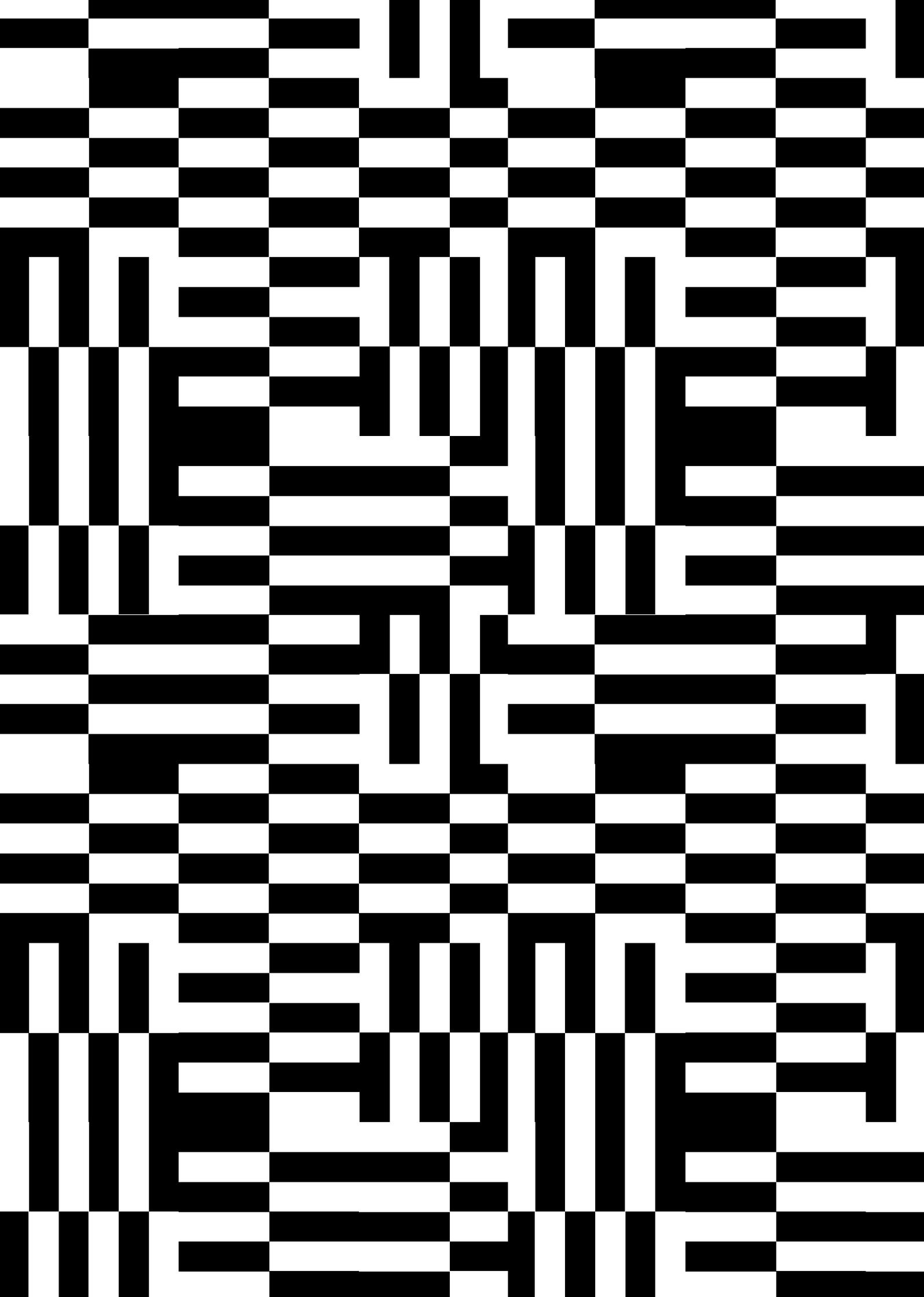
MAKING OF



KRISTINA RATSCH & ANNA-MARIA BLÜMCKE

empfangen es als bedrückend, in der Wohnung zu sein, in der ihre Protagonistin fast getötet wurde. Nach ihren Besuchen gingen sie zu Fuß heim und fragten sich immer wieder, woher ihre Protagonistin die Kraft nimmt, dort zu leben.

kristina-ratsch@web.de
abluemcke@gmx.de



Verbrannte



Es brennt. Immer häufiger, immer heftiger. Im brandenburgischen Frohnsdorf suchen Förster und Wissenschaftlerinnen nach dem feuersicheren Wald. Doch bevor sie Antworten haben, brennt es erneut. Der Streit um den Wald eskaliert.

Erde

TEXT
KATRIN GROTH

FOTOS
STELLA WEIB

Die Stämme schwarz, der Boden voll trockener Nadeln und mittendrin: der alte Förster. Rasend schnell fraß sich das Feuer durch die Kiefern. Die hellen Stellen an der Rinde markieren, wo sie der harte Strahl mit Löschwasser traf.

D

Die Sonne steht hoch am Himmel, als die Forscherin von ihrem Klemmbrett aufsieht. Sie macht Vegetationsaufnahmen, als Teil ihrer Doktorarbeit. Sie schaut den Hügel hinab, sieht verbrannte Kiefern, dazwischen totes Holz, es liegt kreuz und quer wie Mikadostäbe. Dazwischen lassen kleine Pappeln ihre Blätter wackeln.

Da sieht sie eine hellgraue, dünne Rauchfahne.

Sie nimmt ihr Handy, wählt die 112 und sagt: Es brennt.

Es ist Freitag, 17. Juni 2022.

Um 13.15 Uhr löst die Leitstelle in Brandenburg an der Havel Alarm aus. Olaf Fetz, Feuerwehrchef von Treuenbrietzen, greift nach dem Pieper am Hosenbund und liest: „Brand Wald Frohnsdorf Richtung Lüdendorf unklare Rauchentwicklung“. Er steigt in seinen feuerwehrröten Dacia und fährt los. Fünf Einsatzfahrzeuge folgen mit jaulenden Martinshörnern.

Zur gleichen Zeit sitzt Peer-Marten Kopp daheim am Schreibtisch und erledigt Bürokräm. Er ist der neue Förster, 170 von ihm verwaltete Hektar Wald werden an diesem Wochenende in Flammen aufgehen. Er sagt: „Der Zustand des Reviers war unterirdisch.“

Als der Wald zu brennen anfängt, sitzt Dietrich Henke, sein Vorgänger, krankgeschrieben zu Hause. Er hat den Waldumbau begonnen, ist Förster des Jahres 2022. Und frustriert. „Ich bin immer für den Wald da. Ich hab nur ein Problem mit dem da.“ Er meint Kopp, den er nur „das Försterchen“ nennt.

Zur gleichen Zeit mäht Wolfgang Seehaus Gras für seine Kaninchen. Er ist Vorsitzender der Waldgenossenschaft, der Gemeinschaft der Waldbesitzer. Auch er ist nicht gut zu sprechen auf den alten Förster. Er sagt: „Henke hat zweimal verbrannte Erde hinterlassen und dafür auch noch einen Preis bekommen.“

Als der Wald zu brennen anfängt, sitzt Jeanette Blumröder zu Hause am Schreibtisch und wertet Daten aus. Sie begleitet die Wiederwaldwerdung für die Hochschule für Nachhaltige Entwicklung in Eberswalde, das Projekt heißt „Pyrophob“, feuerabweisend. Sie steht auf der Seite des alten Försters. Der wegkommen wollte von der Monokultur aus Kiefern.

Der neue Förster und der Waldbesitzer auf der einen, die Biologin und der alte Förster auf der anderen Seite, sie lästern unverhohlen übereinander. Vor allem aber streiten sie über die Zukunft des Waldes.

Erstere predigen, es brauche den „Wirtschaftswald“ aus Kiefern. Letztere wollen den Wald umbauen: mehr Laubbäume, mehr modernes Totholz, klimaresilient und feuersicher.

Der Wald um Frohnsdorf ist riesig, er umfasst eine Fläche annähernd so groß wie Norderney. Das Dorf dagegen ist klein, gehört



Noch nie brannte es so viel
wie in diesem Jahr in
Deutschland. Am häufigsten
in Brandenburg.

Allein in diesem Sommer
vernichteten über 400 Wald-
brände hier eine Fläche so
groß wie 2400 Fußballfelder.



Es brennt nicht nur, es knallt auch: Weil alte Munition im Boden liegt, kann die Feuerwehr nicht direkt an den Brandherd. Also löschen sie von außen — und aus der Luft.

Ein Mikado aus verkohlten Baumstämmen. Am Brandherd, einen Kilometer südöstlich von Frohnsdorf: nichts als schwarzer Sand. Rund 90 Prozent aller Waldbrände werden durch Menschen verursacht.

50%

Doppelt so viele Waldbrände konnte es bis 2100 weltweit geben, prognostiziert die UN. Weil es trockener wird, heißer, windiger.



deshalb zur Stadt Treuenbrietzen. Das Land dazwischen: flach, an manchen Stellen sanft geschwungen. Die Forstwege: wie mit dem Lineal gezogen.

Klassische Forstlehre und Klimaschutz ringen in Frohnsdorf um Deutungshoheit. Ökonomie versus Ökologie. Förster, Besitzer und Forscherin, sie zerren am Wald wie Eltern an einem Scheidungskind. Es ist ein Kammerspiel der Klimakrise.

Aber erst mal brennt es.

Olaf Fetz erinnert sich genau, wie er an jenem Freitag den Dacia über sandige Forstwege jagt. Vorbei an den Schildern: „Landschaftsschutzgebiet, Waldbrandstufe 4, Munition – Lebensgefahr“. Als er in einer Allee aus Roteichen hält, steht der Wald vor ihm in Flammen. Er fordert Verstärkung an. Um 14.08 Uhr vibrieren die Piepser von Dutzenden Feuerwehrleuten im Kreis Potsdam-Mittelmark: „Brand. Wald. Groß.“

Schwer und dunkel qualmt es vom Fuß des Hangs, der Rauch setzt sich in Klamotten und Haaren fest. Es riecht wie am Lagerfeuer, aber auf der unangenehmen, rauchigen Seite, sagt Fetz.

Das Feuer frisst sich den Hang hinauf, Wind aus Südwest treibt es vor sich her. Bald stehen 100 Hektar in Flammen. An der Bundesstraße auf der Hügelkuppe löschen Wasserwerfer aus Berlin, Bundeswehrhubschrauber lassen Wasser vom Himmel fallen, Bauern karren in Gülleanhängern Wasser heran. Mehrmals sind Detonationen zu hören.

Lebensgefahr. Absolutes Betretungsverbot prangt auf einem Schild. Die Brandstelle: ein alter Spreng- und Übungsplatz. Fünf Granaten fand die Feuerwehr im Wurzelteiler einer einzigen umgekippten Kiefer.

In den Brandenburger Wäldern liegen Tonnen von Bomben, Granaten und Streumunition, Überbleibsel von Weltkriegen und Truppenübungsplätzen. 585000 Hektar gelten als Kampfmittelverdachtsflächen, bundesweit der höchste Wert. Beräumt wurden im vergangenen Jahr im Auftrag des Landes 76 Hektar.

Über die Jahre wandert die Munition durch Frost wie Steine nach oben, Regen, Sonne, Frost nagen an der Hülle. Sie rostet, gibt den Phosphor frei. 34 Grad reichen, und das Pulver zündet. Es klingt, sagt die Feuerwehr, wie das Zischen eines Streichholzes.

Stadtwehrleiter Olaf Fetz half, den Großbrand zu löschen. Drei Tage und einen Regenguss später bekam die Feuerwehr das Feuer unter Kontrolle.





Wie werden Wälder feuersicher? Biologin Jeanette Blumröder koordiniert das Forschungsprojekt Pyrophob. Ihre Gegner: der neue Förster und der alte Chef der Waldgenossenschaft.

Kiefern wurden
gelichtet, Eichen
ausgesät, Totholz blieb
liegen – der
Frohnsdorfer Wald
galt als Paradebeispiel
für den Wald der
Zukunft. Dennoch
brannte er ab.

Zwölf weitere Waldbrände zählt die Leitstelle der Feuerwehr an diesem Tag in Brandenburg.

Sonntagmorgen, gegen halb neun, überspringt das Feuer die Bundesstraße. „Waldbrand bei Treuenbrietzen wieder außer Kontrolle“, titelt der rbb.

Sonntagmittag fährt die Polizei durch Frohnsdorf. Evakuierung. Notunterkunft in der Stadthalle Treuenbrietzen. 38 Grad zeigt das Thermometer.

Der Wetterbericht verspricht für die Nacht Regen.

In der Nacht zu Montag prasselt es vom Himmel. Die Feuerwehr bekommt den Brand unter Kontrolle. Bilanz: 5 Millionen Liter Löschwasser, 170 Hektar verbrannte Erde, rund 1,2 Millionen Euro Kosten – nur für den Feuerwehreinsatz.

Peer-Marten Kopp, der neue Förster: „Das viele Totholz hat die Feuerwehr behindert und den Brand groß gemacht. Pyrophob ist ein Schuss in den Ofen.“ Kopp meint das Forschungsprojekt, das den feuersichereren Wald erforscht.

Dietrich Henke, der alte Förster: „Das ist doch schwachsinnig. Nimm mal ein Stück Holz und halt ein Feuerzeug drunter. Das dauert, bis das brennt.“

Wolfgang Seehaus, der Chef der Genossenschaft: „Ich habe das viele trockene Holz gesehen. Wenn hier einer zündelt, dann geht das ab, dachte ich. Und genau so ist es gekommen. Aber man durfte ja nüchtern sagen.“

Jeanette Blumröder, die Forscherin: „Sie geben gerne dem Totholz die Schuld. Und bringen das Totholz mit uns in Verbindung. Ich sage auch nicht, ich baue keine Häuser mehr, weil die abbrennen könnten, oder?“

Der Wald brennt. Nicht nur in Spanien und Griechenland, auch in Sachsen, in Bayern, in Nordrhein-Westfalen. Im Schnitt brennt er pro Jahr 1120-mal in Deutschland. Besonders oft in Brandenburg, etwa jedes dritte Feuer entsteht hier. 2022 waren es bis Ende August 501 – im Rekordjahr 2018 zählte die Statistik 512 Brände.

Die Vereinten Nationen prognostizieren, dass die Zahl der Waldbrände bis 2100 weltweit um bis zu 50 Prozent steigen könnte.

Die Feuerwehrleute haben für Waldbrandwetter eine eigene Faustformel, „30-30-30“ heißt die: 30 Grad, 30 Prozent Luftfeuchtigkeit, 30 km/h Wind. Dann reicht ein Funke, um den Wald zu entzünden.

Brandenburg ist prädestiniertes Waldbrandland. Ausgedehnte Kiefernwälder, der Boden sandig, Regen spärlich. Das Frühjahr 2022 war das regenärmste seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

Nach dem Feuer kommt die Stille. Kein Vogel zwitschert, kein Blatt raschelt. Nur die Luft flimmert Ende Juli in der Mittagshitze. Wie dünne, knochige Finger ragen die Stämme aus der Erde. Runzelig ihre nackte Haut, zerfressen von den Flammen. Eine geschmolzene Insektenfalle schaukelt im Wind. Das Holz am Boden: schwarz, verkohlt, verbrannt. Wald-Apokalypse. Auch fünf Wochen nach dem Brand liegt Ruß in der Luft.

Daneben ragen Kiefern in den Brandenburger Himmel, 70 Jahre alt, ermüdend endlos reihen sie sich aneinander. Die Kronen braun, die Stämme schwarz. Auch hier wälzte sich das Feuer durch. Die Bäume sind tot, das Kambium, die lebenswichtige Schicht, verletzt. Braune, trockene Nadeln bedecken den Boden. Friedhof der Bäume. Eine Fliege summt.

Ein weißer Pick-up schaukelt über eine Sandpiste. Peer-Marten Kopp drückt aufs Gaspedal, jagt einen kahlgebrannten Hang hinauf.

Kopp ist der Neue. Der neue Förster, seit Mai 2022 im Dienst. Der Wald bei Frohnsdorf ist sein erstes eigenes Revier. Er ist angestellt bei der Muhr'schen Forstverwaltung, die den Wald für 20 Millionen Euro gekauft hat. Sie gehört zur Unternehmerfamilie Thomas Muhr, Muhr leitet einen Autozulieferer mit 14000 Mitarbeiter:innen.

Wo stehen Sie politisch? Grün? Das ist das Erste, was Kopp vor dem Gespräch von der Reporterin wissen will.

Dann legt er los. Die Forscherinnen hätten mit Existenzen gespielt. „Wenn das ein Vollfeuer geworden wäre, dann wäre das Dorf weg. Das hätten diejenigen - das sind ja qualifizierte und angesehene Forscher - wissen müssen.“ Es seien keine waldbrandvorbeugenden Maßnahmen getroffen worden, sein Vorgänger: nur durch die Waldbrandforscher und den Hype um Peter Wohlleben auf den Thron „Förster des Jahres“ gehievt worden.

Wohlleben, Förster und Autor von „Das geheime Leben der Bäume“, plädiert seit Langem für einen nachhaltigen Umgang mit dem Wald.

Nur: Bis zum Verkauf galt der Stadtwald als Paradebeispiel für den Waldumbau. Stadtförster Dietrich Henke lichtete die Kiefern, die fast 90 Prozent ausmachten, pflanzte und säte Eichen,



Drei Tage über 40 Grad. Regelmäßig liest Jeanette Blumröder die Datenlogger aus, die alle zehn Minuten die Temperatur im Testgebiet messen. Im Schatten dichter Bäume ist es im Sommer bis zu sechs Grad kühler.

Die Neuen im Wald: Förster Peer-Marten Kopp und Hund Odin. Seinem Vorgänger und Forscherin Blumröder wirft Kopp Versagen vor. Er will zurück zum Wirtschaftswald.





Braun meets Grün: Bis auf 1000 Meter fraßen sich die Flammen im Juni an Frohnsdorf heran. Eine Strecke, die das Feuer in zehn Minuten schaffen kann. In Brandenburg liegen viele Dörfer mitten im Wald.

Förster des Jahres 2022: Dietrich Henke trieb den Waldumbau in Frohnsdorf voran. Dann verkaufte die Stadt den Wald, jetzt fühlt er sich um seinen jahrelangen Einsatz betrogen.



brachte Laub aus den örtlichen Parks in den Wald, dass sie Humus bilden, ließ tote Bäume liegen, damit sie sich vollsaugen wie ein Schwamm.

„Das funktioniert nur, wenn es genug Niederschläge gibt“, sagt Kopp, „und der fehlt.“ Er ist 29 Jahre alt, Forstwirt und Berufsjäger. Sein T-Shirt leuchtet Warnwesten-orange, ansonsten trägt er Waldgrün. Der Pick-up hüpfert über die Schlaglöcher. Hier ist alles tot, sagt Kopp und drosselt das Tempo nicht. Er jagt den Pick-up die Waldschneisen entlang. Schließlich bremst er und steigt aus.

Odin, Kopp's Jagdhund, Typ Alpenländische Dachsbracke, pullert an eine Pappel.

Kopp schabt mit der Schuhspitze über den Boden. Es staubt. „Der Boden ist sauer. Da lebt kein Regenwurm drin, der fängt an zu schreien“, sagt er. Schwarzes Holz auf schwarzem Sand, die Szenerie erinnert an einen Horrorfilm.

Auch wenn er schwarz und rußig ist, der Wald lebt. Pappeln rascheln, der Wind weht die Samen her, Eichelhäher bringen Eicheln, Pilze zersetzen Baumstümpfe. Samen, die schon lange im Boden sind, nutzen ihre Chance. Andere Pflanzen bilden unterirdisch Ableger.

Kanadisches Berufskraut und Landreitgras wanken im Wind, am Boden: Ceratodon purpureus, Purpurstieliges Hornzahnmoos. Der Wald erneuert sich selbst, das zeigen auch Untersuchungen vom Forst Brandenburg. Auf einer Brandfläche südöstlich von Berlin war der Wald nach acht Jahren wieder da. Ganz von selbst.

Das geht Kopp zu langsam. Er möchte aufforsten, umgehend.

Kopp malt kleine Vierecke in die Luft. Schachbrettmuster. Ein Block Kiefern, ein Block Eichen, höchstens drei Baumarten. Kleinteilige Monokultur, so stellt er sich den Wald vor. So lasse es sich „wirtschaftlich darstellen“. Ein Mischwald, der ins Sägewerk passt.

Die Menschen wollen die Natur zähmen, auch im Wald soll alles seine Ordnung haben.

Kopp redet und redet. Es geht um Festmeterpreise, den Holzmarkt, die Kosten für die Holzerntemaschine, den Harvester. Der finanzielle Druck ist groß für private Waldbesitzer. „Ich bin kein Förster, der jedes Fitzelchen Wirtschaftlichkeit sieht oder den Wald ausbeutet“, sagt Kopp. Die Industrie sei es, die gleichförmige Bäume wolle. „Wenn ich CO₂ speichern will, muss ich höhere Leistung fahren“, sagt er und ruft nach Odin. Kopp will weiter, sein Hund schnuppern.

Sportsfreund, sagt Kopp mahnend.

Dort, wo Kopp jetzt das Sagen hat, war 20 Jahre lang das Reich von Dietrich Henke. Er stapft an der Brandfläche entlang. „Wie kann man als Stadt so dämlich sein“, poltert Henke los. „Warum wird eine gemeinnützige Fläche für einen eigennützigen Zweck verkauft?“

Die Stadt behielt 80 Hektar Wald, da, wo sich zwei Windräder drehen. 80000 Euro Pacht bringen sie jedes Jahr. Einen Förster braucht sie dafür nicht.

Henke ist 55, er trägt, sofern es das gibt, die Uniform des Waldes: Wanderschuhe, Funktionshose, Karohemd. Grün, Braun, Anthrazit. Eine hölzerne Armbanduhr links, eine Smartwatch rechts. Um den Hals ein Band, an dem ein silbernes Reh baumelt. Aufgehängt an den Läufern. Jagen, sagt er, sei Teil der Naturverjüngung. Er knöpft sein Hemd zu.

Kiefernplantage, das ist, was er fürchtet. Windkraftanlagen, das ist, was er kommen sieht. „Warum sollte sich ein Milliardär Wald kaufen? Zur Geldanlage.“ Die Stadt ist seit der Wende pleite, was Henke mit dem Wald erwirtschaftete, damit stopfte sie die Löcher im Haushalt.

Als Stadtförster hatte er begonnen, den Wald umzubauen – und trotzdem rentabel zu arbeiten. Sogar die Bundeslandwirtschaftsministerin kam, um sein Konzept zu bestaunen.

Im Frühjahr wurde er als Förster des Jahres 2022 ausgezeichnet. Henke wird nicht müde, das zu betonen.

Der Waldbrand vernichtete, was er begonnen hatte.

Henke sei leidenschaftlich, habe sozusagen im Wald gewohnt, sagen die einen. Er wisse immer schon vorher, was richtig ist, die anderen. „Manchmal will ich mit dem Kopf durch die Wand“, sagt er selbst.

Mit dem Bürgermeister steht Henke seit dem Waldverkauf auf Kriegsfuß, mit dem neuen Förster redet er nicht.

Am Horizont drehen sich leise die Windräder.

Die Klimakrise mache den Wald instabil, sagt Henke. „Wir können es uns nicht mehr leisten zu warten.“ Seine Worte hallen in den Kiefernforst. Der steht stumm. Und riecht verkohlt.

Von einer staubigen Anhöhe blickt Wolfgang Seehaus über das, was früher sein Wald war. Seehaus trägt braune, altmodische Wanderschuhe und eine zerkratzte Armbanduhr. Er ist 67, züchtet Kaninchen, ist im Kirchenrat, ist Rentner. Und Vorsitzender der Waldgenossenschaft Bardenitz. Die Kiefer ist der optimale Baum, sagt er. Einfach zu pflegen und leicht zu verarbeiten. Er geht ein

Auf den sandigen Böden wächst nur Kiefer, hieß es jahrzehntelang. Statt stabilen Wäldern wuchsen Monokulturen, anfällig für Trockenheit und Stürme.

paar Schritte, hinein in die Pfluglinien. Vor seinen Füßen wächst eine Kiefer. Sie ist zwei Jahre alt und 15 Zentimeter groß.

Seehaus hat Wald von seinem Großvater geerbt, sich 1992 mit anderen zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen. Früher habe eine Generation gepflanzt, eine gepflegt, eine geerntet, sagt er. Totholz wurde rausgesammelt, der Wald aufgeräumt. Heute soll man alles liegen lassen.

160 Hektar Genossenschaftswald verbrannte 2018. Der Schaden: vier bis fünf Millionen Euro. „Ich wusste nicht, wie wir das schaffen sollen“, sagt Seehaus. Laut Brandenburger Waldgesetz muss Wald innerhalb von drei Jahren aufgeforstet werden. Wenig Zeit, viele greifen daher auf Bekanntes zurück. In Brandenburg heißt das: Kiefer, Kiefer, Kiefer. Rund 70 Prozent des Waldes sind Kiefernmonokultur.

Für die Bäume bedeutet das ein Leben im Mangel, sagen Ökologinnen: zu wenig Licht, zu wenig Platz, zu wenig Wasser. Anfällig für Trockenheit, Sturm, Kiefernknospentriebwickler.

Wenn Seehaus über den Wald spricht, beklagt er fehlenden Regen und sinkendes Grundwasser, redet vom Wald als CO₂-Speicher, Klimawandel. Er sagt: „Ich würde Plaste abschaffen und To-go-Sachen“, Plastikgeschirr, Kaffeebecher, Essen zum Mitnehmen, alles verbieten. Nicht aber Kiefern in Reihen.

Die Waldgenossenschaft entschied: Kahlschlag, Pflügen, Neupflanzen. Der Klassiker.

Kiefern in Reihen, so wuchs der Wald jahrzehntelang: die Bäume gleich alt, gleich hoch, gleich breit. Dazwischen: Leere.

Purpurstieliges Hornzahnmoos ist einer der ersten Bodenbewohner nach einem Waldbrand. Nach dem Brand kehrt die Natur zurück, vielfältiger als zuvor - wenn man sie lässt.





Wolfgang Seehaus leitet die Genossenschaft, der ein Teil des Waldes bei Frohnsdorf gehört. 2018 brannte ihnen eine riesige Fläche ab. Er pflanzte trotzdem wieder Kiefern.

Wie berechnet man den Wert des Waldes?
Geht es um Holzpreise oder darum, dass der Wald kühlt, Wasser speichert, Sauerstoff produziert?

Wirtschaftswald, sagen die einen, Monokultur, Plantage, die anderen. Manche auch: Wüste. 80 Prozent der gepflanzten Genossenschafts-Kiefern vertrockneten.

Seehaus steigt ins Auto, juckelt vorbei an Pappeln, Birken, Robinien. Eine Staubwolke folgt. Die Bäume wachsen ohne menschliches Zutun. „Das sind maximal Hackschnitzel zum Verbrennen“, sagt Seehaus. Er verstehe nicht, warum die Kiefer verpöht ist. Warum heute alles Laubwald sein soll.

Die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel.

Seehaus stoppt an einem Zaun. Grillen zirpen ohrenbetäubend. Ein Hektar Birken – früher das Unkraut des Waldes, sagt er. Ein Versuch. Auch die Wissenschaftler:innen von Pyrophob lässt er auf den brachliegenden Brandflächen forschen.

Vielleicht wird das noch mal Wald, sagt Seehaus schulterzuckend. Zehn Jahre wird das dauern, hat man ihm gesagt. Mindestens. Zu groß ist die abgebrannte Fläche. Seehaus hatte auf drei gehofft. Wald braucht Zeit – und kostet. Geld, das die Waldgenossenschaft nicht hat. Einen Hektar Kiefer kriegt er für 6.000 Euro, sagt Seehaus. Eichen kosten das Doppelte, bringen aber teilweise das Dreifache ein.

Seehaus will mit dem Wald nicht spekulieren wie andere, sagt er, bloß die Kosten decken: Steuern, Berufsgenossenschaft, Feuerversicherung.

Er lässt den Motor an. Aus dem Autoradio tönt Europe: „It’s the final countdown“.

Einen Kilometer weiter wiegen sich Zitterpappeln im Wind, zwei, drei Meter hoch, dazwischen Kiefern, Eichen. Am Boden: Heidekraut, Segge, Schmalblättrige Weidenröschen blühen pink. Jeanette Blumröder stiefelt an diesem Freitag im Juli mittendurch. Äste schlagen ihr gegen die Brust, ein Schwall Grashüpfer springt aus dem Moos.

An manchen Stellen ist der Boden aufgerissen wie trockene Haut. 2018 wurde das verbrannte Holz abgeräumt. Eine zweifache Katastrophe, sagt Blumröder: erst der Brand, dann der Kahlschlag. Sie steigt über jahrzehntealte Pflugspuren. Eine Mini-Pappel übersieht sie. Sie sagt „Entschuldigung“ und zieht ihren Fuß weg.

Blumröder, 37, ist klein und schmal, die kurzen dunklen Haare verschwinden unter einer Kappe. Sie hat zur Funktionstüchtigkeit von Wäldern promoviert. Wenn sie über den Wald spricht, dann voller Leidenschaft – und Sorge.

An Holzpflog I_1 bleibt sie stehen, öffnet die Kapsel, die auf 1,30 Meter am Pflug hängt. Ein Messgerät kommt ihr entgegen, kaum größer als eine Streichholzsachtel. Blumröder stöpselt das Gerät an ihren Computer an, eine gezackte Linie erscheint. Vier Tage über 40 Grad, murmelt sie. Alle zehn Minuten hat der Datenlogger die Temperatur gemessen, jeden Tag, zwei Jahre schon.

100 solcher Messpunkte gibt es in Frohnsdorf, verteilt auf zehn Versuchsflächen. Blumröder kommt alle sechs Wochen, um die Datenlogger auszulesen. Zumindest die, die nach dem Brand im Juni noch übrig sind.

Heißester Tag: 19. Juni 2022.

Temperatur: 43,6 Grad. Kahlgeschlagen, junge Kiefern.

Kühlster Punkt: 38,8 Grad. Vergleichsfläche, unverbrannt.

Bis 2025 will sie herausfinden, was man mit dem Nichts macht, wenn das Feuer weg ist. Und wie ein Wald aussieht, dem Hitze, Trockenheit und Brände weniger anhaben können. Acht Institute arbeiten daran mit, untersuchen Böden, Mikroklima, Insekten. Finanziert wird das Projekt vom Waldklimafonds von Bundeslandwirtschafts- und Umweltministerium. Kosten: 4,6 Millionen Euro.

21%

Blumröder schaut sich an, wie heiß und feucht es im werdenden Wald ist. Das Problem: Hat es gebrannt, fehlt der Schatten. Der trockene Boden erwärmt sich schneller, auch das letzte Wasser verdunstet. Nimmt man die abgestorbenen Bäume weg und mäht auch die um, die von allein wachsen, ist das für gepflanzte Nachwuchsbäume oft das Todesurteil.

„Es ist wichtig, Totholz im System zu lassen, weil das der Ausgangsstoff für ein neues Ökosystem ist“, sagt Blumröder. Ein System, das der Mensch nicht austricksen kann. „Ich kann nicht einfach einen Baum oder einen Käfer bauen.“

Seehaus und seine Genossenschaft versuchten es trotzdem. „Die haben tonnenweise Wasser angekarrt, sonst wäre noch viel mehr kaputtgegangen“, sagt sie. Als sei Wald ein Acker oder ein hübscher Garten.

30 Messpunkte und eine Wetterstation klappert Blumröder an diesem Tag ab, vier Stunden ist sie unterwegs.

Wo die Natur machen durfte, herrscht aus ökologischer Sicht Hochbetrieb. Der Wald kommt zurück, vielfältiger als vor dem Brand. Oft heißt es: In Brandenburg wächst nur Kiefer. Blumröder zieht die Augenbrauen hoch.

Waldbrände sind nicht normal, nicht in hiesigen Breiten. Eine kanadische Kiefer verträgt einen Brand, unsere ist danach tot, sagt Blumröder. Sie packt den Datenlogger zurück in die Kapsel am Pflug und sucht den nächsten Messpunkt.

Der Brand im Juni hat gelodert wie ein Osterfeuer, sich aber langsamer ausgebreitet als 2018, sagt Blumröder. Die jungen Pappeln haben das Feuer gebremst. „Auf der Privatwaldfläche schneiden sie die Pappeln teilweise weg. Ich weiß auch nicht, was ich noch sagen soll.“

Ein Rabe flattert krächzend über die Bäume. Äste knacken unter Blumröders Schuhen. Der Wald ist kein Dienstleister, wie manche Förster glauben, sagt sie. „Der denkt nicht: Ich liefere dem Menschen Sauerstoff und frische Luft und sauberes Wasser, weil ich den so gerne mag.“ Genauso das Holz. „Der Wald produziert das nicht, damit wir es rausschaffen. Wenn wir alles raustragen, fehlt dem Wald selbst etwas.“

Ein Holztransporter donnert über die Bundesstraße.

Lange lag der Fokus in Sachen Waldbrand auf der Feuerbekämpfung. Brandenburg schaffte Löschfahrzeuge an, mit großen Wassertanks und Allradantrieb. Mehr als hundert Feuerwachtürme überwachen per Kamera und Sensoren die Forste. Und wenn es gebrannt hatte, wurde teuer aufgeforschet.

Kritiker fragen: Liefere sich das Geld nicht ebenso gut in gesunde Wälder investieren? Sei es nicht längst an der Zeit, die Leistung des Waldes anzuerkennen – Bewahrung der Artenvielfalt, Kühlung, Wasserreinigung, Kohlenstoffspeicher – und dafür als Gesellschaft die zu bezahlen, die sich darum kümmern, statt nur den Festmeter einer abgeholzten Kiefer?

Nur ein funktionierendes Ökosystem kann auch wirtschaftlich funktionieren.

Jeanette Blumröder hockt auf einem Baumstamm an der Brandfläche und lächelt. Die Pappeln treiben wieder aus. Sie steht auf, Schritt vor, Schritt zurück, geht auf die Zehenspitzen. „Ich stell mir die Frage, wie man noch feuersichere Wälder hinbekommen kann im Angesicht des Klimawandels. Wir können die Flächen gar nicht schnell genug entwickeln oder sich entwickeln lassen, wie das Feuer wiederkommt“, sagt sie.

Ob das Forschungsprojekt in Frohnsdorf unter dem neuen Waldbesitzer weitergeht, ist offen. Wenige Kilometer weiter brennt es schon wieder.

... des deutschen Waldes gelten heute als intakt. Nach drei trockenen Sommern ist eine Waldfläche groß wie das Saarland abgestorben.



Nur fünf Wochen nach dem Brand treibt eine Pappel wieder aus. Auch Birken, Berufskraut und Weidenröschen zählen zu den Pionierpflanzen und sind nach einem Brand als Erste zur Stelle.



MAKING OF

KATRIN GROTH & STELLA WEIß stiefelten neun Tage mit Förstern, Forscherinnen und Anwohnern durchs Unterholz, über verkohlte Baumstämme und staubige Steppe. Das Highlight: die Fahrt im Feuerwehrauto. Ihr Respekt vor den vielen ehrenamtlichen Feuerwehrleuten ist gestiegen. Nur ob wir das mit dem Klima noch hinkriegen, da sind sie sich nicht mehr so sicher.
katrin-groth@gmx.de / mail@stellaweiss.com

TEXT
MARINA KLIMCHUK
FOTOS
KFIR MUALEM

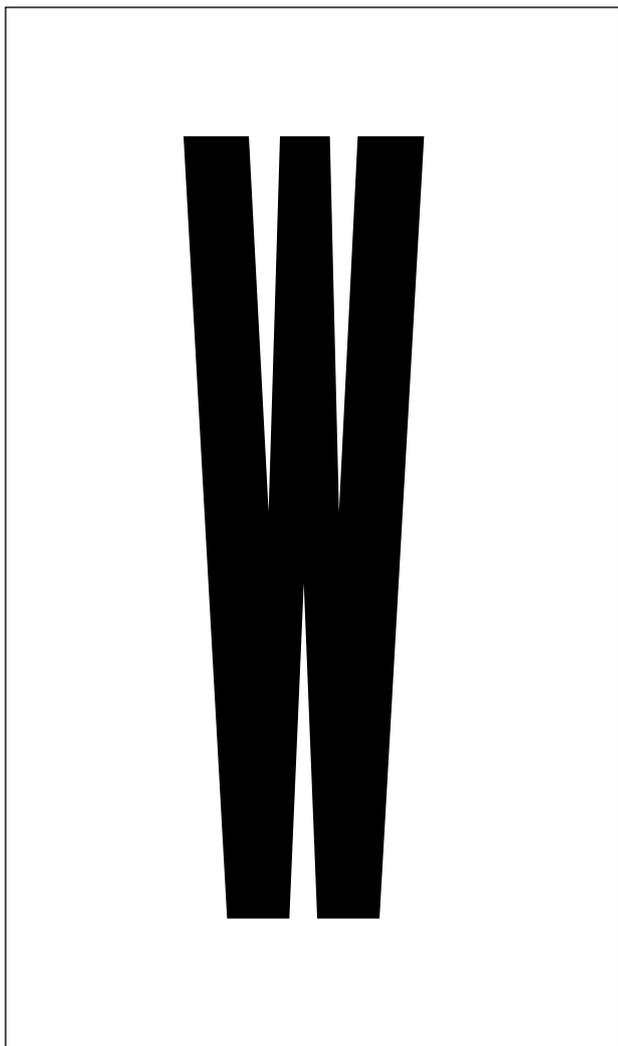
DAS ALTE LIED





Die Dorfkirche von Stari Koni. Bis vor kurzem sang Baba Dania noch im Kirchenchor. Jetzt ist ihr das stundenlange Stehen beim Gottesdienst zu anstrengend.

Achtzig Jahre sang Baba Dania ukrainische Volkslieder. Nach dem KÜhemelken, auf dem Feld und manchmal vor Arbeitern in der Fabrik. Aber erst seit die Ukraine auf ihre eigene Identität pocht, ist sie plötzlich ein Star.



Wir fahren und fahren. Birken, Eichen, Kiefern, Stangenwälder in Reih und Glied. Flachland. Immer wieder Straßensperren, eine Slalomfahrt zwischen Militär-Checkpoints, gebaut aus Panzersperren, Autoreifen, Sandsäcken. Gelegentlich rumpelt unser Wagen durch ein Schlagloch.

Im Radio spielen sie ukrainische Popmusik, ein Cover des russischsprachigen Kriegsliedes Ya soldat, „Ich bin Soldat“, der Band 5nizza. Das Parlament in Kiew hat im Juni 2022 ein Gesetz erlassen, das die Verbreitung russischer Musik und Literatur beinahe vollständig verbietet.

Ich bin Soldat – glaubt mir, ich wollte nie Krieg.

Ich bin Soldat und spucke auf offene Wunden.

Ich bin Soldat, wir sind Söhne eines freien Landes.

Ich bin Held, und sie werden Romane über mich schreiben.

Unser Ziel: Stari Koni, ein Dörfchen an der Grenze zu Belarus, im entlegensten Winkel der Ukraine. Nicht einmal auf Google Maps erscheint es. Riwne, die nächste Stadt, liegt über drei Autostunden entfernt.

In Stari Koni lebt die alte Bäuerin Baba Dania. Baba heißt Oma. In ihrem Pass steht Dominika Tschekun, ein Name, der in Kreisen der Avantgarde in Lwiw und Kiew mit Ehrfurcht geraunt wird. Sie gilt als Hüterin traditioneller ukrainischer Ritualgesänge, Balladen und Liebeslieder. Viele handeln vom Leben und Leiden ukrainischer Bauern. Einige sollen Jahrhunderte alt sein. Tschekun selbst besuchte nur vier Grundschulklassen und arbeitete bis zu ihrer Rente als Melkerin.

Seit der Unabhängigkeit 1991 und erst recht seit der Revolution auf dem Maidan 2014 suchen immer mehr Ukrainerinnen und Ukrainer nach ihren kulturellen Wurzeln. Wer sind wir, wo kommen wir her, macht uns etwas einzigartig? Die Antworten darauf finden sie auch in den uralten Volksliedern, gesungen von Baba Dania. Und jetzt, während im Land Artilleriegeschosse dröhnen,



Sascha, der Dorfpolizist, in kugelsicherer Weste kurz vor dem Checkpoint vor Stari Koni 400 Kilometer nordöstlich von Kiew. Zu diesem Zeitpunkt wusste er noch nicht, dass er bald an die Front muss.



wenden sich die Menschen der zerbrechlichen, kehligen Stimme dieser Greisin zu.

Vergangenes Jahr kam Präsident Selenskyj zu ihrem Konzert, zuvor hatte die UNESCO ihre Lieder als immaterielles Weltkulturerbe ausgezeichnet – in einer Reihe mit Beethovens neunter Sinfonie und mit Borschtsch, der ukrainischen Rote-Beete-Suppe.

Wir kommen unangemeldet. Sascha, ein pummeliger, strohblonder Polizist, begleitet uns vom letzten Checkpoint zu ihr, seiner Nachbarin. Kurz vor dem Dorf wird die Straße zu einem matschigen Sandweg, wir fahren Schrittgeschwindigkeit.

Da ist Baba Dantias Hof: ein Häuschen mit roten Holzfassaden und himmelblauen Fensterläden. Wir öffnen das Tor und laufen auf einem asphaltierten schmalen Gartenweg, vorbei an Schmuckkörbchen und Pfingstrosen. Hennen gackern umher, ein Hund knurrt angekettet vor seiner Hütte.

Sascha klopft. Wir warten. Stille. Nach einer Weile das Geräusch von Schritten, ein Klackern. Die Tür öffnet sich. Aus dem Haus dringt säuerlicher Geruch. Baba Dania grüßt in bunt besticktem Kopftuch und empfängt uns mit einer Selbstverständlichkeit, als habe sie auf uns gewartet. Sie ist Besuch aus der Ferne gewohnt. Sie verlangt keine Erklärungen, wer wir sind und was wir von ihr wollen.

„Kommt rein, Sascha, setzt euch, ich hab ein Schlückchen!“

„Heute nicht, meine Frau wartet!“

„Komm, komm, setz dich!“

Sascha gibt nach und lässt sich am Küchentisch nieder. Wir folgen ihr durch vier schwach beleuchtete Zimmer mit niedrigen

Baba Dania singt auf dem Kanapee in ihrem Wohnzimmer. Der Mund ist beim Singen nur ganz leicht geöffnet, das ist Teil der Technik „authentischer Musik“.

Decken, sehen ihre Tapeten mit Mustern aus der Sowjetzeit, ihre bunten Häkelteppiche, Plastikblumen, Ikonen und Fotos von Enkeln und Urenkeln. Die Zeit in diesem Haus ist vor vielen Jahren stehen geblieben.

Baba Dania ist eine runzelige Frau, ihre abgetragene Bluse zerschlissen und dreckig vom Leben auf dem Hof. Sie trägt türkisfarbene Gummischlappen und zieht das linke Bein hinter sich her, aber ihre auf-

rechte Haltung lässt sie elegant und würdevoll erscheinen. Als ob sie immerzu vor einer großen Menschenmenge auf einer Bühne stünde und sich auf ihren Auftritt vorbereite.

Jetzt geht sie in die Vorratskammer und füllt Gorilka, selbstgebrannten Schnaps mit eingelegten, getrockneten Birnen, vom Fass in eine Flasche und stellt Schnapsgläser auf den Tisch. Dazu gebackene Fischchen, aus dem Fluss hinter dem Haus, und Pfannkuchen mit Quarkfüllung.

Baba Dania und Sascha plaudern über dies und jenes. Warum die faulen Hennen so wenige Eier legen, warum sich so viele im Dorf scheiden lassen, wie Sascha den Trunkenbold erwischte, der letzten Sommer ihre Kuhscheune mit einem Zigarettenstummel abgefackelt hat. Wer an die Front muss.

Aber in Wirklichkeit lauert Baba Dania immer auf eine Gelegenheit zum Singen.

Sie kippt ein zweites und ein drittes Schnapsglas runter. Der Wodka ist das Doping, mit dem sie ihre alte Stimme zur Blüte bringt. Dann fixiert sie mit ihren stahlblauen Augen einen Punkt im Raum. Ihr Gesicht wird ernst, als trüge sie eine Maske. Sie bewegt den Mund nur leicht, die Öffnung zwischen den Lippen

bleibt schmal. Die erste Melodie weht durchs Haus. Червона калина, „Roter Schneeball“.

*Roter Schneeball, warum errötest du?
Hast du Angst vor Hitze oder Mitleid mit dem Gras?
Ich habe keine Angst vor der Hitze und bereue nichts.
Wo ich gepflanzt bin, dort erröte ich.
Im Wald bin ich geboren, im Garten gepflanzt.
Was jammert das junge Mädchen?
Was jammert das junge Mädchen?
Seit letzter Nacht ist sie verlobt.*

Ihre Stimme bebzt. Die Laute heben und senken sich. Manchmal erinnert ihr Gesang an Jodeln, dann wieder an Schrillen. Die Melodien wirken wie ein Rausch, hypnotisch. In unseren Ohren klingen die Harmonien fremdartig. Sie haben nichts von den sanften Übergängen, die wir aus der westlichen Popmusik kennen.

Minutenlang bleibt ihr Gesichtsausdruck starr, nur der Klang ihrer Stimme füllt den Raum. Die Konzentration, mit der sie singt, erinnert an spirituelle Mantrablänge.

Sie setzt ab und strahlt, die Goldzähne funkeln im Dämmerlicht. Ohne zu fragen, singt sie noch ein Lied. Letili Zhuravli. Dann noch eins. Sascha mampft Pfannkuchen. Er kann die

1955

Baba Dania heiratete in dem gleichen Jahr, in dem die Sowjetunion mit den anderen Staaten des Ostblocks den Warschauer Pakt schloss.



Lachend, den Mund voller Goldzähne, posiert Baba Dania für den Fotografen. Die Tracht erbt sie von ihrer Mutter und hütet sie wie einen Schatz. 2009 trat sie darin vor den damaligen Präsidenten Juschtschenko in Kiew.

„Was haben wir früher gesungen!“ Baba Dania vermisst die Zeit in der sowjetischen Kolchose, fröhlich war es dort. Heute kann sie nur in kleinen Schritten auf ihrem Hof tänzeln.



Baba Dania auf dem Weg zu ihrer Nachbarin. Die Straßen sind nicht geteert, die Menschen so arm, dass sie ihr eigenes Gemüse anbauen müssen.

Aufregung um Baba Dania nicht verstehen. Warum kommen aus der Ukraine, aus Polen, aus den USA Menschen nach Stari Koni, um Baba Dania singen zu hören? „Alle Omas in unserem Dorf singen so“, raunt er. Anders als für die Kulturelite in den Städten sind Baba Danias Lieder für Menschen wie Sascha keine kulturellen Schätze, die vor dem Aussterben gerettet werden müssen. Sie sind mit ihnen aufgewachsen, sie gehören zum Leben wie die Kühe im Dorf.

Es dämmt. Sascha verabschiedet sich um kurz nach 20 Uhr, Baba Dania geht früh ins Bett. Schließt das Haus ab und schlüpft in ihr Nachthemd. Durch die Wand hören wir sie schnarchen. Um zum Plumpsklo auf dem Hof zu gelangen, müssten wir vorbei an ihrem Bett.

Am nächsten Morgen werbelt Baba Dania ab halb sechs im Garten. Das Gras ist noch nass vom Tau. Sie kurbelt einen Blechimer voll Wasser aus dem Brunnen, schiebt Holzscheite in den Ofen, rührt Teig für Pfannkuchen an. Ich setze mich neben sie und darf die Pfannkuchen mit Quark belegen und einrollen.

„Sie ist eine hazajka, eine gute Hausfrau“, lobt sie mich, als ihre Tochter Olena anruft. Nur dass ich noch nicht verheiratet bin, sorgt sie. Aber Baba Dania ist taktvoll, stellt nicht zu viele Fragen. Stattdessen singt sie mir ein russisches Volkslied vor. Sie singt gerne auf Russisch, obwohl sie die Sprache nur schlecht spricht.

„Wenn du ein Lied kennst, singe es, egal in welcher Sprache“, sagt sie.

In dem Lied will die Mutter einen Bräutigam für ihre Tochter finden. Aber der erste Anwärter ist langweilig, der zweite ein Trunkenbold, der dritte kleinwüchsig. Keinen will die Tochter haben. Doch es gibt ein Happy End: Sie heiratet den Zehnten. „Den Zehnten sollst du heiraten!“, zwinkert sie mir zu.

Draußen türmen sich Wolken auf, es wird ein Gewitter geben. Zusammen laufen wir zur Nachbarin, Milch holen. So früh hört man fast kein Geräusch im Dorf, nur den Donner und gelegentliches Schweinegrunzen. Von den Bäumen hängen reife Äpfel und noch unreife Walnüsse. Vor fast jedem Häuschen reihen sich sorgfältig gepflegte Pflanzen- und Gemüseäcker. Auf einem der Autos prangt statt eines Nummernschildes der Spruch „ПУТИН ХУЙЛО“ („Putin ist ein Pimmel“).

Stari Koni liegt im Westen Polesiens, einem dünnbesiedelten Landschaftsstreifen, der sich über Polen, Belarus, den Norden der Ukraine erstreckt und bis nach Russland geht. Die Grenze zu Belarus ist so nahe, dass wir durch die Wälder hinüberlaufen könnten. Seit dem Krieg darf niemand auf die andere Seite.

Baba Dania erklärt uns das Dorf: Jener Nachbar züchtet Himbeeren für den Export, jener trocknet Birkenblätter und verkauft sie an Pharmaunternehmen. Sie deutet auf das Haus ihrer Jugendfreundin Nadia, auf das Haus von Maruska, einer ihrer drei Schwestern. Auch ihre beiden Kinder Mischa und Olena leben nur ein paar Kilometer weit weg. Die übrigen Enkel und Urenkel leben verstreut in den Städten der Ukraine. Manchmal rufe die Enkelin aus Uschgorod an und erzähle ihr: „Oma, du warst im Fernsehen.“

Sie war oft im Fernsehen in den vergangenen Jahren. Bands wie TNMK und Kurbasy sampelten Baba Danias Gesänge in ihren Songs. Sie stand auf Bühnen in Kiew und Lwiw und in Krakau, trat auf in Budapest und Paris. Zusammen mit der Eurovision-Gewinnerin des Jahres 2004 Ruslana und dem Folklore-Ensemble Bozychi sang sie dort in einer Kathedrale, ließ sich von Franzosen mit Wangenküssen feiern und posierte für Selfies. Am Tag nach ihrer Rückkehr aus Paris hackte sie den ganzen Tag Holz. Baba Dania hat keine Starallüren.

Nach dem Spaziergang ist Baba Dania erschöpft. Kehrt ins Haus zurück, lässt sich auf dem durchgesehenen Kanapee in ihrem Wohnzimmer nieder. Hinter ihr tickt die Wanduhr, vor ihr auf dem Tisch stehen Urkunden und Fotos, ordentlich aneinandergereiht. Eins zeigt sie 2017 bei einer Preisverleihung mit der ukrainischen Kultusministerin. Ein anderes ist eingerahmt: Baba Dania steht in Volkstracht auf einer Bühne, der ehemalige ukrainische Präsident Wiktor Juschtschenko überreicht ihr eine Auszeichnung für ihre Verdienste an der ukrainischen Kultur. Das war 2009.

Wir sitzen nebeneinander und schweigen. Plötzlich reckt Baba Dania ihr Kinn nach vorne, drückt die Schultern nach hinten und singt:

***Oh, sie haben das Grün vom Ahornbaum entfernt.
Lasst uns den Busch zum Meister bringen!
Lasst uns den Busch zum Meister ins Zimmer bringen,
Komm raus, liebe Dame, und gib den Büschen Gold.***

„Takije byli kolissnij pisnji!“, sagt sie zum Schluss und seufzt. So waren sie, die alten Lieder!

Das Busch-Lied besingt ein archaisches Ritual zur Huldigung der Vorfahren. In alten Zeiten bedeckten Mädchen in Stari Koni am Pfingstsonntag eine junge Frau mit Ahorn, Gras und Kornblumen, verkleideten sie als „Busch“. Man führte sie von Tür zu Tür, sang Lieder, die Nachbarn gaben Brot und Eier. Das Ritual steht als Symbol für die Großfamilie.

Im Lied verschmelzen christliche und heidnische Elemente. Es müsse deshalb sehr alt sein, rätseln Musikethnologen – wie alt, weiß niemand.

Mit seinem Überleben trotzte es Jahrzehnten sowjetischer Kultur- und Religionspolitik. Das von Moskau gesteuerte Regime hatte sich nach Kräften bemüht, religiöse und bürgerliche Musik zu vertreiben. Und viele Ukrainerinnen und Ukrainer passten sich an. Sie wollten sowjetisch sein, zogen in die Städte, sie sprachen, lasen, sangen auf Russisch.

Das Leben änderte sich, Religion verlor an Bedeutung, die Lieder verblassten. Aber die Entlegenheit Polesiens und die Beharrlichkeit der Menschen, weiter im Takt jahrhundertalter Traditionen zu leben, war ein Glücksfall: Die Lieder blieben erhalten.

In Baba Danias Jugend war Singen so alltäglich wie Kochen oder die Versorgung des Viehs. Die Lieder wechselten im Lauf des Jahres. Die Menschen sangen zeremonielle Frühlings- und Herbstlieder, sangen zur Ernte und auf Hochzeiten, sangen Weihnachtslieder. Traditionell wurden die Lieder von zwei oder drei Stimmen gesungen, ein polyphones Geflecht. Hauptstimme, Bass und Kopfstimme.

Heute stiften dieselben Lieder ein Gefühl von Identität, einen Stolz auf die ukrainischen Schätze, die so lange im Vorraum des Vergessens schlummerten und von denen Russland behauptet, sie würden nicht existieren.

Wenn Russland ukrainische Kultur vernichten will, sind damit Menschen wie Baba Dania und ihre Lieder gemeint. Für das digitale Archiv folk-ukraine.com, eine Sammlung von traditionellen Songtexten und Liedern, hat sie einige Lieder eingesungen. Seit Kriegsbeginn wird die Seite immer wieder gehackt.

Baba Dania hat ein Repertoire von über 150 Liedern. Die vergisst sie nicht, alles andere schon. Zum Beispiel, für wen sie bei der letzten Präsidentschaftswahl gestimmt hat. Baba Dania ist eine großartige Geschichtenerzählerin. Aber oft weiß sie nicht mehr, wann oder wo diese Geschichten spielten.

Fast eine Woche sind wir bei ihr. Hören ihr zu, begleiten sie auf ihren Spaziergängen durchs Dorf, sitzen mit ihr auf dem Kanapee oder auf der Bank vor ihrem Haus und versuchen, im Labyrinth aus Anekdoten, Konzertauftritten, Kindheitserinnerungen den Überblick zu behalten. Wenn etwas sie besonders beeindruckt, sagt sie Tak, tak, so, so, legt den Kopf zur Seite und nickt lange und nachdenklich.

1942: Als kleines Mädchen, erzählt sie, habe sie ihre Oma und Mutter nachgeahmt, die ihre Lieder sangen, während sie sich am Webstuhl oder bei der Leinenproduktion abmühten. Ihr erstes Lied lernte sie mit sechs, als sie ihre Oma zu einer Hochzeit begleitete. Die kleine Dania saß mit den anderen Kindern am Kachelofen und hörte den Gesängen der Erwachsenen zu. In eines der Lieder verliebte sie sich, immer wieder sang sie es vor sich her. Jahrzehnte später brachte sie es ihren Enkeln bei.

Als Jugendliche arbeitete Dania als Melkerin auf der Kolchose, einem landwirtschaftlichen Großbetrieb in der Sowjetunion. Nach der Arbeit warteten die Dorfbewohner am Zaun auf sie und die anderen Mädchen, die Melkerinnen würden auf dem Heimweg singen, und wie schön! Dania sang immer: in der Kirche und auf Hochzeiten, beim Rinderhüten gegen die Langeweile und bei der Roggenernte gegen die Erschöpfung.

1955: Dania war 19, als Iwan – Jannik –, den sie beim Tanzen im Dorfclub gesehen hatte, sie zum Spaziergang am Fluss einlud. Dort machte er ihr einen Heiratsantrag. Er war der Dritte, die anderen beiden Anwärter hatte sie zurückgewiesen. „Ich will noch nicht heiraten“, sagte sie auch zu ihm. „Ich werde auf dich warten!“, antwortete er hartnäckig. Und spürte schon: Sie liebt ihn auch.

Das Jahr, in dem Baba Dania heiratete, war das gleiche Jahr, in dem die Sowjetunion mit den anderen Staaten des Ostblocks den Warschauer Pakt schloss – ein Militärbündnis als Gegengewicht zur NATO. Das Jahr, in dem der Vietnamkrieg begann, Disneyland in Kalifornien eröffnet und Rosa Parks in Alabama festgenommen wurde, weil sie sich als Schwarze geweigert hatte, im Bus hinten zu sitzen.

„Oh, was haben wir früher gesungen!“ Baba Dania holt ihre vergilbten Fotoalben aus dem Holzschrank im Schlafzimmer, verteilt sie

Ein Wohnzimmer voller Erinnerungen. Fotos von Auftritten, von Paris bis Budapest, ein Urenkel, Kunstblumen. Baba Dania ist stolz auf ihre Konzerte. Aber der Schmerz darüber, dass ihre Enkel ihre Lieder nicht singen, lässt sie nicht los.





Jahrelang empfing Baba Dania in diesem Haus Besucher aus aller Welt. Sie wollte nicht, dass jemand in einem Hotel schlafen muss. Baba Dania bekochte sie und lehrte sie ihre Lieder. Seit Pandemie und Krieg über sie hereinbrachen, bleibt das Haus meistens leer.

Ein Kanon auf dem Kanapee mit ihrer besten Freundin Nadia. Die beiden singen zusammen, seit sie 19 sind – und sind die beiden letzten großen Sängerinnen im Dorf. Alle anderen sind verstorben.

Darauf ein Wodka. Nach einem Auftritt in den 1980er Jahren prosteten sich Baba Dania und ihre Mitsängerinnen zu. „Wenn du ein Lied kennst, singe es, egal in welcher Sprache!“, sagt sie. Auch auf Russisch.





Baba Dania feiert ihren 86. Geburtstag mit ihrer Tochter (vorn) und ihrer Schwester (dahinter). Aber wegen des Kriegs singt niemand auf dem Hof. „Es war gar nicht fröhlich, ein Geburtstag ohne Singen“, sagt Baba Dania danach.

2021

Zum 30. Jahrestag der Unabhängigkeit der Ukraine eröffnete Baba Dania a cappella ein Konzert vor Tausenden in Kiew. Im Publikum saß der Präsident.

auf dem Kanapee. Ein Leben, verdichtet auf wenige Momente: Baba Dania beim Borschtsch-Essen mit Freundinnen. Jannik in Schwarzweiß. Baba Dania mit den Enkeln, Baba Dania auf einer Bühne, singend. Eine klassische Schönheit ist sie nie gewesen. Auf den Fotos wirken ihre Gesichtszüge herb, der Körperbau rechteckig vom Schuften auf dem Feld.

„Der Direktor der Kolchose kam immer zu mir und sagte: Dania, ohne dich wird diese Hochzeit keine Hochzeit!“ Ihre Stimme war die originellste, klarste, kräftigste.

Viele Männer waren eifersüchtig und verboten ihren Frauen die Auftritte. Jannik polierte ihr vor den Konzerten die Schuhe, bis sie glänzten. Nach der Arbeit sangen sie zusammen, sie hatte es ihm beigebracht.

„Mein Vater liebte sie sehr“, sagt ihre Tochter Olena, als sie vorbeikommt und Sauerkirschen für Wareniki mitbringt, ukrainische Teigtaschen. Auch Olena sang als kleines Mädchen. Dann zog sie zum Studium nach Kiew. Nach ihrer Rückkehr sang sie nie mehr.

Wenn Baba Dania einmal stirbt, wird die Tradition der Gesänge in ihrer Familie abbrechen. Dieser Gedanke schmerzt sie. All der Ruhm ist kein Trost, wenn doch die eigenen Enkel ihre Lieder vergessen haben. Diese Lieder sind das verklungene Gedächtnis ihrer Familie und ihres Dorfes.

1984 kam zum ersten Mal eine Musikethnologin nach Stari Koni, um die heimischen Gesänge zu erforschen. Sie besuchte Baba Danias Haus, hörte ihre Improvisationen und vokalen Verschnörkelungen und war begeistert. Kurze Zeit später holte sie

Baba Dania und ihren Frauenchor nach Kiew. Niemand von ihnen war jemals Zug gefahren, sie fürchteten sich vor den Türen der Waggons, sie trauten dem Hotelzimmer nicht. Als sie endlich im November im verschneiten Kiew auf einer Bühne standen, war eine ganze Traube von Folkloristen gekommen, um sie zu hören. Das war der Durchbruch.

Auf einem Farbfoto, geschossen in den 80ern, sieht man Baba Dania dick eingepackt in einen schwarzen Mantel vor dem Kreml stehen. Nie käme sie auf die Idee, Russland oder die Russen zu hassen, auch jetzt nicht, im Krieg. Sie sagt, sie vermisse die Sowjetunion. Damals sei es fröhlicher gewesen, die Männer hätten hart gearbeitet. Jetzt würden viele trinken. Ob sie sich die Vergangenheit schönedenkt?

1992 starb Baba Danias Mann. Zehn Monate lang blieb sie stumm. Für eine trauernde Witwe hätte Singen sich nicht gehört. Etwa um die gleiche Zeit brach die Sowjetunion zusammen. Aber Baba Dania ging jahrelang weiterhin zu ihrer Arbeit im Kolchosebetrieb.

An unserem vierten Tag in Stari Koni kommt die Postbotin auf den Hof und bringt ihre Rente. Auf dem rostbraunen Tisch breitet sie Dutzende gelbliche Hundert-Hrywnja-Scheine aus. Insgesamt 6000 Hrywnja, etwa 160 Euro. Jedem ihrer drei Enkel schickt sie davon 1000. Ihr selbst bleibt die Hälfte.

Im August 2021 bekam sie für einen Auftritt 250 Euro. Baba Dania sollte zum 30. Unabhängigkeitstag in Kiew singen. Man hatte sie in einem Bus in die Hauptstadt gefahren und darin eigens für sie ein Sofa eingebaut. Zu dem Folklore-Konzert Kovchek – Ukraina, das sie a cappella eröffnen sollte, war auch Präsident Selenskyj geladen. Internationale Größen wie die ukrainische Ethnochaos-Band DakhaBrakha und der Schriftsteller und Musiker Serhij Zhadan, der dieses Jahr den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt, traten auf.

Doch dann verspätete sich alles: Selenskyj traf am gleichen Tag Angela Merkel für ihren Abschiedsbesuch und ließ Tausende Menschen warten. Als Baba Dania schließlich um elf Uhr abends zur Bühne schritt, war sie erschöpft. Von den ukrainischen Superstars, die sich später mit ihr fotografieren ließen und die Bilder auf Instagram posteten, kannte sie niemanden. Sie nennt sie alle nur „Kinder“.

„Baba Dania ist unser Nationalschatz“, sagt die Musikmanagerin Winnitskaja am Telefon. Winnitskaja, die Konzertveranstalterin von Kovchek, hat große Pläne mit Baba Dania: Sie soll in Polen und Deutschland auftreten. Eine Aufnahme mit Baba Danias Stimme hat sie an Sting geschickt, sie hofft, die beiden eines Tages gemeinsam auf der Bühne zu sehen. Baba Dania weiß von alledem noch nichts.

Dass Baba Dania die Sowjetunion vermisst und auch russische Lieder singt, ignoriert Winnitskaja und will auch nicht, dass ich das schreibe. Baba Dania sei ungebildet, kenne keine Geschichte, keine Politik, verstehe die Zusammenhänge nicht. „Du darfst sie damit nicht zitieren!“

Baba Dania ist eine Figur in einem Kulturkampf, von dessen Existenz sie selbst nichts weiß und der sie wahrscheinlich auch nicht interessiert. Sie ist zu knorrig, als dass sie jemand wäre, den man instrumentalisieren könnte. Was sie betrübt, ist, dass die jungen Menschen im Dorf ihre alten Lieder längst vergessen haben. Die Tradition des Dorfes ist ihr wichtiger als die der ukrainischen Nation. Für die Menschen in den Städten, die ihre Lieder politisch aufladen, ist es andersrum.



Baba Dania verlässt fast nie ihr Haus. Tut sie es doch, geht sie zum Friedhof, wo ihr Mann Jannik und alle ihre Freundinnen begraben liegen.

Am Montag, es ist unser letzter Tag in Stari Koni, hat Baba Dania Geburtstag. Sechsendachtzig. Um zehn Uhr morgens steht ihre beste Freundin Nadia in kobaltblauem Kleid und knallroter Perlenkette am Gartentor, um zu gratulieren. Sie küssen sich auf die Wangen, ihre bunten Kopftücher streifen einander flüchtig. Die beiden leeren zwei Schnapsgläser auf dem Hof, dann treten sie ins Haus. Seit Krieg ist, singt niemand mehr draußen.

„Welches sollen wir?“

„Was du willst!“

Baba Dania gibt den Ton vor, Nadia stimmt ein.

Nach dem dritten Lied schnauft Baba Dania, ringt mit ihrem Atem, niedergeschlagen von der Schwäche des eigenen Körpers. In solchen Momenten sinkt sie auf dem Kanapee zusammen. Plötzlich sieht sie sehr alt aus.

Am Nachmittag kommen dann alle, die Nachbarn, die Kinder, eine Schwester. Wir sitzen auf dem Hof, schlagen uns mit Kiewer Torte die Bäuche voll und leeren zwei Flaschen Gorilka.

Sie erzählen, ein Lastwagen bringe die Leichen gefallener Soldaten, damit sie von ihren Familien begraben werden. Er fahre durch die Provinz und die umliegenden Dörfer. An solchen Tagen stehen Baba Dania, Nadia und die anderen im Dorf an ihren Gartentoren und sinken auf die Knie, aus Trauer und Respekt vor den Toten. Zu hören ist dann nur das ratternde Geräusch des Motors.



MAKING OF

MARINA KLIMCHUK & KFIR MUALEM Um Baba Dania glücklich zu machen, mussten Kfir Mualem und Marina Klimchuk Kartoffeln ernten, Regale schrauben und ihr Lieder auf Hebräisch, Deutsch und Russisch vorsingen. Um acht Uhr morgens gab es mit dem Frühstück auch ein erstes Schnapsglas.
mail@marinapepaj.de / kfirmua@gmail.com



„Electro Ghetto“ heißt ein Album von Bushido. Hier hat es jemand auf ein altes Werbeposter in der leeren Ladenpassage gekritzelt. Einst kamen hier bis zu 34 000 Menschen am Tag vorbei.

Die Stadt Ludwigshafen reißt das riesige Rathaus-Center ab. Alle Läden sind längst dicht. Nur ein Schuster zieht einfach nicht aus – und schadet vor allem sich selbst. Warum?

TEXT
MAXIMILIAN MÜNSTER

FOTOS
ALEXANDER NOWAK

DER LETZTE LÄSST DAS LICHT AN

Unten Einkaufszentrum, oben Rathaus: Im 15. Stock saß früher die Oberbürgermeisterin von Ludwigshafen. Jetzt soll beides, Hochhaus und Passage, einer Straße weichen.

D

Die Rebellion des Schusters Advar Tolu nimmt am Morgen ihren Anfang mit der Linie 61. Der Bus bringt ihn zum Heilbronner Hauptbahnhof, dort steigt er in den Regionalexpress nach Mannheim, nimmt die S-Bahn über den Rhein, um schon an der nächsten Haltestelle wieder auszusteigen. Nach etwa 80 Kilometern und zwei Stunden ist Tolu am Ziel: dem Rathaus-Center in Ludwigshafen.

Tolu betritt das Center um kurz vor zehn von der Rückseite her, dort, wo sich die Auffahrten des Parkhauses verknoten. Er läuft ein paar Meter durch einen menschenleeren Gang, öffnet ein Schloss, wuchtet die schwere Glasscheibe einen Spalt nach links, drückt sich hindurch und ist angekommen an dem Ort, von dem er sich nicht vertreiben lässt. „RAPID Schuh & Schlüsselservice“ steht auf dem Schild über dem Laden.

Tolu steckt sich eine Marlboro an, bläst den Rauch in das kalte Licht der Neonröhre und wirft seinen Rucksack vor die Werkbank. An der Wand hängen Rohlinge von Schlüsseln, die geschliffen werden wollen. Im Regal darunter stehen ein paar alte Schlapfen, die er repariert hat. Kundschaft kommt kaum noch, das Einkaufszentrum mit seinen 28 000 Quadratmetern Verkaufsfläche ist nur noch eine leere Hülle. Alle anderen Mieter sind schon vor Monaten ausgezogen. Nur Tolu ist noch hier.

Irgendwo über Tolus Laden verläuft die Hochstraße Nord. Die Straße verbindet die Stadt mit der Brücke über den Rhein in die Nachbarstadt Mannheim. Sie ächzt unter dem Verkehr, der seit den 80ern darauf rollt. Bauarbeiter schlagen regelmäßig Betonteile ab, die sich an der Unterseite gelockert haben. Die Stadt will die Straße abreißen, aber dafür muss vorher das Einkaufszentrum weichen. Ohnehin ist der 1979 erbaute Komplex marode. Der Stadtrat entschied deshalb schon im September 2020 den Abriss. Tolu aber hat etwas dagegen.

Gegen elf Uhr hallen Schritte durch die Gänge im Rathaus-Center. Ein Paar – sie in weißer Bluse, er in beigefarbenem Overall – nähert sich durch die Passage, vorbei an Schaufenstern, die mit Folie oder Werbepostern vergangener Zeiten verdunkelt sind. Auf einem halten sich zwei Frauen lachend in den Armen, darunter steht: „Hier schlägt das Herz von Ludwigshafen – Rathaus Center.“ Das war einmal.

Die Frau möchte zu Tolu, kramt eine silberne Sandale hervor und reicht sie dem Schuster. Der Riemen um den Knöchel ist zu lang, Tolu soll ihn kürzen. Doch das ist nur ein Grund, warum sie gekommen sind. Der andere ist Tolus Protest. Im Fernsehen hätten sie gesehen, dass der Schuster ausharrt. Deswegen seien sie ja auch gekommen, denn alles werde in der Stadt „plattgemacht“, die Hochstraße Süd, die andere Verbindung in Richtung Mannheim, ist seit Jahren eine Straßenruine, Chaos, wo man hinschaut. Deshalb findet das Paar es gut, dass Tolu aushält. Die reparierte Sandale könnten sie noch diese Woche abholen, sagt Tolu. 20 Euro wird er berechnen. Dann herrscht wieder Stille im Rathaus-Center.



KAPUTTE STRASSEN, CORONA, INFLATION – WER TOLU SCHUHE BRINGT, GLAUBT, MIT LUDWIGSHAFEN UND DER WELT GEHT ES DEN BACH RUNTER.

Advar Tolu, der Schuster, repariert den Verschluss einer Sandale. Seit 14 Jahren betreibt er seine Werkstatt im Rathaus-Center. Man bot ihm viel Geld, damit er geht. Doch Tolu blieb stur.

Früher haben Schuhe zehn, wenn nicht zwanzig Jahre gehalten, sagt Tolu. Der Schuster zieht einen Stapel von Papieren aus dem Rucksack. Er hat sie jeden Tag dabei für den Fall, dass die Presse oder das Fernsehen vorbeikommt. Dokumente des Widerstands. Wie der Schuster Tolu, geboren 1977 in einem kleinen Dorf an der syrisch-türkischen Grenze, erst die ECE GmbH & Co. KG, Marktführer in Europa, und dann die Stadt Ludwigshafen besiegte. Ausgedruckte E-Mails, Antwortschreiben, Gerichtsentscheidungen. „Mein Mietvertrag gilt bis September 2023“, sagt Tolu. So lange will er aushalten. Weil Schuhe früher zwanzig Jahre hielten und Gebäude ein Menschenleben lang. Man reißt ein Einkaufscenter nicht einfach

50, 60 Kunden täglich brachten alte Schuhe oder Schlüssel, die sie gemacht haben wollten.

Das ist lange her. Im April 2019 entschied der Stadtrat von Ludwigshafen, das Einkaufszentrum vom Eigentümer, einem Immobilienfonds, abzukufen, um für das weitere Vorgehen freie Hand zu haben. Die ECE, ein Hamburger Konzern aus der Otto-Dynastie, betrieb das Center. Sie sollte es leer übergeben. Ab diesem Tag wurden keine Verträge mehr verlängert, stattdessen Abfindungen angeboten für jeden, der schneller ging. Immer mehr Mieter schlossen ihre Geschäfte und um den Schlüssel-service und Schuhreparateur Tolu wurde es immer einsamer.



ab, schon gar nicht das Rathaus-Center, in dem das Herz Ludwigshafens schlug.

Früher flanierten durchschnittlich 34 000 Menschen durch die Gänge. Als tanzte Ludwigshafen eine Polonaise, und wer stehen blieb, hatte ein Problem. Es soll Ludwigshafener geben, die haben sich im Rathaus-Center das Ja-Wort gegeben, mit der Rolltreppe ging es auf Wolke 7. Und mittendrin der Tolu. Vier Mitarbeiter hatte er damals noch, die traten sich im Laden gegenseitig auf die Schläppen.

„Ich bin ein Mensch, mit mir kann man doch reden“, sagt Tolu und schlürft bei Döner Istanbul hinter dem Center an seinem Chai. Im August 2020 habe die ECE ihm ein Angebot gemacht. 2000 Euro, wenn er sein Geschäft dichtmacht. Tolu hat gelacht. Drei Monate später schraubte die ECE die Summe auf 3000 Euro herauf. Im Juni 2021 ging die ECE sogar auf 5000 Euro und legte noch eins drauf: Die letzten sechs Monate im Einkaufscenter wären mietfrei. Doch da ging es dem Schuster schon längst nicht mehr nur ums Geld.

Ein knallroter Lack-Pump auf Tolus Werkbank. Sie betreibt ein Bordell und ist Stammkundin. Laufkundschaft? Gibt es schon lange nicht mehr.

Je größer und mächtiger der Gegner sich gebärdete, desto trotziger wurde Tolu.

Er müsse ja den ganzen Laden zurückbauen. Die Maschinen könnten dabei Schaden nehmen. Allein so eine Ausputzmaschine koste vielleicht 20000 Euro, wenn nicht sogar mehr. Dann die Presse, die die Sohlen an die Schuhe drückt. Eine neue Theke, die ganze Einrichtung ... Tolu schätzt, um alles aus- und anderswo wieder aufzubauen brauche er „irgendetwas zwischen 50000 und 80000 Euro“. „Die wollten mich verarschen“, sagt er, und das habe er sich nicht gefallen lassen.

Am 5. November 2021 saß Tolu schließlich in einem Büro im Obergeschoss des Rathaus-Centers. Der ECE-Manager hatte zum Gespräch geladen. Er woll-

Sogar die Oberbürgermeisterin griff nun ein, um Tolu umzustimmen. Sie lud ihn in ihr Büro zu einem Gespräch ein. Sie schlug ihm mehrere mögliche Standorte für ein neues Geschäft in der Stadt vor. Doch bei Tolu hatte sich der Weichmacher aufgelöst wie bei einer alten Sohle. Er blieb bei seinem „Nein“.

Wenn man in Tolus eigene Geschichte blickt, findet man viele dieser „Neins“ und versteht vielleicht, warum nicht alles auf der Welt, warum nicht alles in seiner Welt rational erklärbar ist. Dieses „Nein“ baumelt in Form eines christlichen Kreuzes um Tolus Hals, und dieses „Nein“ zieht sich durch seine Biographie wie ein Schnürsenkel durch die Ösen eines Wanderstiefels.

Nach der Mittagspause schlurft Advar Tolu durch die leeren Gänge zurück zu seinem Laden. Er ist der letzte Mieter des Rathaus-Centers — seit Ende 2021.



te ein letztes Angebot aushandeln, „von Kaufmann zu Kaufmann“, sagte der, erinnert sich Tolu. Der Schuster bat um eine Raucherpause, ging hinunter in seinen Laden, dachte nach und sagte sich: „Frech sein kann ich auch.“ Zurück im Büro, verlangte er 350000 Euro Ablöse. „Da rannen dem Manager Schweißperlen von der Stirn“, erinnert sich Tolu. Der Manager hätte ihm an diesem Tag 30000 geboten, viel mehr als für so einen kleinen Laden üblich, heißt es aus Konzernkreisen. Doch Tolu lächelte nur und ging.

Tolus Familie gehört zu dem kleinen christlichen Volk der Aramäer. Viele Jahrhunderte haben sie in einer von Muslimen bestimmten Umgebung zusammengehalten und ihre Identität bewahrt, oft unter schwierigsten Bedingungen. Irgendwann beschlossen Tolus Eltern, das Dorf zu verlassen und nach Deutschland zu ziehen, da war er noch keine zwei Jahre alt.

Wenn Advar Tolu an seine Kindheit denkt, fällt ihm auch oft das „Nein“ ein. Bei Tisch griff der Vater als Erstes zu, dann die Kinder, dann die Mutter. Mit drei

seiner Geschwister teilte er sich ein Zimmer. Geld war immer knapp. „Wenn ich mal fünfzig Pfennig bekommen habe, war ich glücklich“, sagt Tolu.

Damals besaß er ein Paar Schuhe, die zog er nur an, wenn er in die Kirche ging. Zurück zu Hause nahm er einen Lappen und entfernte den Schmutz. Bis heute kann er sich darüber aufregen, wenn Kunden ihre Schuhe nicht pfleglich behandeln. „Da kommt mir das Kotzen“, schimpft er.

Vor zwei Wochen erwischte Tolu seine eigene Tochter: Das Innenfutter ihres Nike-Turnschuhs war ausgerissen. Nach der Schule bestellte er sie ins Wohnzimmer und mahnte, sie solle gefälligst auf ihre Schuhe achten. „Ihr könnt froh sein, dass ihr im Luxus lebt“.

Das Schwierigste an seinem Handwerk sei die Unterseite eines Schuhs, sagt Tolu, als er an der Ausputzmaschine steht, einem grauen Kasten mit mehreren Schleifrädern, fast so groß wie er selbst und doppelt so breit. Bevor neue Absätze und Sohlen angebracht werden können, muss die Unterseite eines Schuhs plan, also völlig flach geschliffen werden, damit der Schuh später gerade steht. Ernst und konzentriert schleift Tolu eine Halbschuhsohle, als vollziehe er eine liturgische Handlung, die hohe Zeremonie der Schuhreparatur. Aus der Schusterei dröhnt der Lärm der Maschine bis in die leere Ladenpassage, immerhin hört so jeder, der Schuster ist noch da.

„Gute Schuhe“, philosophiert Tolu, „müssen aus Leder gefertigt sein, nicht aus Plastik. Ein Schuh ist wie ein Mensch, der atmet, und Plastik kann nicht atmen.“ Heute sei alles billig, die großen Firmen produzierten nur noch auf Masse. „Einen Schuh für zehn oder zwanzig Euro lässt du nicht reparieren, den schmeißt du einfach weg.“

E

Eine ältere Dame wackelt die Passage entlang, die Frau Zickgrat. Sie hat einen Schuh mitgebracht, den trägt sie schon zwanzig Jahre, und nun bröckelt die Sohle. Ein Schuhmacher im nahen Oggersheim habe ihr gesagt: „Das lohnt sich nicht mehr.“ – „Zu dem geh ich nicht mehr.“ Tolu sagt, das kriegt er hin, da habe sich nur der Weichmacher aufgelöst. „Zum Glück sind Sie da.“ Bei Frau Zickgrat drückt der Schuh noch woanders. Warum der deutsche Landwirtschaftsminister ein Türke sein müsse, will sie wissen. Tolu nickt: „Wenn es hart auf hart kommt, geht der zurück in die Türkei.“ Und dann ist da noch der Tod. Viele ihrer Angehörigen und Freunde sind letztes Jahr gestorben. „Ich hab keinen Menschen mehr“, sagt sie. Aber in diesen dreißig Minuten hat sie Tolu.

Tolu spürt, wenn Menschen neben einer neuen Sohle auch ein Ohr brauchen. Meist sagt er nicht viel, vielleicht eine zustimmende Bemerkung, ein Kopfni-

„ZUM GLÜCK SIND SIE DA!“ FRAU ZICKGRAT ZU TOLU.



Christo und Jeanne Claude? Nein, eine kaputte Werbetafel, verhüllt unweit des Rathaus-Centers. In Ludwigshafen funktioniert vieles nicht. Tolu und seine Kunden kotzt das an.

28 000

DER LETZTE LÄSST DAS LICHT AN

Quadratmeter Verkaufsfläche hatte das Rathaus-Center — Tolu hat davon 18 gemietet.



ANFANG 2022 HAT DIE STADT MIT DEM ABRISS BEGONNEN. TOLUS PASSAGE WIRD ALS LETZTES PLATTGEMACHT.

Tolus Bruder Kiryakos fertigt Einlagen und Gesundheitsschuhe, auch der Vater ist Schuster. Der Tolu ist so stur, sagen sie. Auch die Familie fragt sich, warum er seinen Laden immer noch betreibt.

cken, das reicht. Und wer sich richtig aufregen möchte, ist sowieso richtig bei ihm. Auch ihn kotzt vieles an.

Gelernt hat Tolu sein Handwerk im Geschäft seines Onkels. Das ist über 20 Jahre her, und als er mit der Arbeit anfing, kaufte er für seine kleine Familie eine Doppelhaushälfte in Heilbronn. An den Schulen nagt er bis heute. Fast alle Tolus sind Schuster. Sein Onkel, sein Vater, sein Bruder. Als er sich nach einigen Jahren selbständig machen will, sind in Heilbronn alle Plätze von Familienmitgliedern schon besetzt. Durch einen Zufall wird ihm 2008 ein Geschäft in Ludwigshafen angeboten, fast 80 Kilometer von seinem Wohnort entfernt. Advar Tolu hat lange genug den Ausputzer in seiner Familie gegeben. Jetzt will er endlich sein eigener Herr sein. Er kratzt alle Kröten zusammen, bekommt Geld von seinem Vater und übernimmt im feinen Rathaus-Center in Ludwigshafen den Laden von Herrn Holzinger. Fast 30 Jahre hatte „der Herr Holzinger“ die Schusterei betrieben, dann war er müde geworden und suchte einen Nachfolger. Es war mehr als eine Geschäftsübergabe. Holzinger und Tolu freunden sich an. Als Holzinger erkrankte, saß Tolu bei ihm am Bett in einer Mannheimer Klinik. Sie redeten und lachten, und dann verabschiedete sich Tolu. „Herr Holzinger, bis die Tage.“ Wenn man Tolu heute fragt, warum er noch im Einkaufszentrum hockt, antwortet er manchmal: „Wegen dem Herrn Holzinger.“

Manchmal nennt er auch die Kunden als Grund. Da ist zum Beispiel die Chefin mehrerer Bordellbetriebe in der Region. Hier soll sie Frau Klausen heißen. Die rief ihn vor ein paar Jahren an, als sie in einem Londoner Schuhgeschäft stand. Der Stiefel aus schwarzem Nappaleder, er passte am Fuß, aber der Reißverschluss konnte den Rest des Beines nicht bändigen. 800 Euro das Paar. Also rief sie Tolu an. Am Telefon sagte Tolu nur: „Hol ihn, ich mach ihn dir.“ Zurück in Deutschland trennte Tolu die Stiefel bis zum Oberschenkel auf, nähte ein Stück des Spezialleders ein, das er extra bestellen musste. 120 Euro kostete Frau Klausen die Notoperation. Nun passte der Schuh.

Wer Tolu seine Schuhe bringen will, muss erst um das Gebäude herumlaufen und die Tür zum Nordflügel finden. Sie ist der einzige offizielle Eingang des Einkaufszentrums, der noch offen ist. Alle anderen ließ die Stadt schließen. Tolu klagte dagegen, doch ohne Erfolg. Ihm gelingen aber auch Konterschläge: An einem Januartag fasste Tolu an seinen Heizkörper. Er war kalt. Als sein Anwalt drohte, schürte die Stadt ihn wieder an.

Immerhin scheint die Stadt Ludwigshafen die Gelegenheit aussitzen zu wollen. An einigen Stellen im Einkaufszentrum haben die Abrissarbeiten schon angefangen, aber Tolus Passage kommt als Letztes dran. Es ist das Prinzip „aushungern“. Denn Tolu hat an manchen Tagen kaum mehr als drei, vier Kunden. Mit den wenigen Schlüsseln, die er dann nachmacht, mit den wenigen Sohlen, die er noch anklebt, kann er die monatliche Miete von 1600 Euro kaum erwirtschaften.

Selbst seine eigene Familie weiß nicht so recht, was sie von Tulus Hartnäckigkeit halten soll. „Der ist stur. Das hat er vom Vater“, sagt Tulus Bruder, der in Heilbronn ein orthopädisches Schuhgeschäft betreibt. Als er 2018 eröffnete, hatte er gehofft, dass sein Bruder Advar in den Nachbarladen zieht. Doch dann stand plötzlich der Vater in der Tür, dem sein bisheriges Geschäft gekündigt worden war. Er übernahm kurzerhand den Nachbarladen, und aus war der Plan. Wieder war kein Platz für Advar Tolu in seiner Heimatstadt.



Vater Tolu sitzt in seinem Schusterladen, die Sonne scheint durchs Schaufenster in den Nacken, und sein Streifenhemd hat er tief in der Hose vergraben. „Der Advar ist ein guter Junge“, sagt er. Aber deshalb ihm den eigenen Laden überlassen? „Nein, ich kann noch arbeiten“, sagt er. „Das ist mein Laden.“

Kurz vor vier am Nachmittag erlischt das Licht in Tulus Geschäft. „Die haben den Strom abgedreht“, erschrickt Tolu, doch die Neonröhren kommen schon wieder zu sich. Ein grauhaariger Mann tappt die Passage entlang. Um seine Schultern baumeln Stoffbeutel mit Schuhen. Er knallt die Beutel auf die Theke, spricht langsam und laut:

Der Mann: „Alle vier sind bei Ihnen geleimt worden, allerdings geht bei einem schon wieder die Sohle los.“ Tolu: „Der Leim ist verpufft.“ Der Mann: „Des is ja gerade mal acht Woche her, dass ich da war. Komm, hörn Se uff, des rendiert sich nimmär.“ Tolu: „Mach ich bis Mittwoch fertig.“ Der Mann: „Ich kann mir net vorstellen, dass Sie sich wohl fühle, so allein. Wisse Se denn, wo Se hingeh, wenn alles vorbei is?“

Die Rebellion des Schusters Advar Tolu endet am Abend mit der S-Bahn Richtung Mannheim. Dort steigt er in den Regionalexpress und fährt bis zum Heilbronner Hauptbahnhof. Nach etwa 80 Kilometern und zwei Stunden ist Tolu daheim, öffnet die Tür und zieht sich die Schuhe aus. Ein Jahr noch, bis zum September 2023, ist er ein mächtiger Schuster. Und dann?

„ICH KANN MIR NET VORSTELLE, DASS SIE SICH WOHL FÜHLE, SO ALLEIN.“ EIN KUNDE



Bei den Schuhen von Frau Zickgrat ist der Weichmacher aus den Sohlen verpufft, jetzt bröseln sie. Ein anderer Schuster hat sie abblitzen lassen, Tolu nimmt den Auftrag an.



MAKING OF

MAX MÜNSTER & ALEXANDER NOWAK

wissen jetzt, dass man Schuhe an der Luft aufbewahren muss, weil sonst der Weichmacher verpufft und die Sohle porös wird. Nach einer Woche Recherche waren sie einigermaßen erleichtert, das düstere Rathaus-Center wieder verlassen zu können. Tolu blieb.
m.muenstermann@posteo.de
alexander.nowak@stud.hs-hannover.de

Und du?

Niklas Bessenbach lebte mehrere Jahre als Internatschüler im katholischen Aloisiuskolleg in Bonn. Dessen Leiter, Pater Schneider, bewundert und verehrt er. Bis er erfährt, dass Pater Schneider einen Missbrauchsskandal mitzuverantworten hat.

FOTOS
VANESSA SCHWIETZ

TEXT
NIKLAS BESSENBACH



August 2022. Ich stehe vor dem Aloisiuskolleg in Bonn-Bad Godesberg und blicke hoch zu meinem alten Zimmer. Pater Stüper, der pädokriminelle Erzieher, wohnte im gleichen Flur.



Ich besuche Pater Schneider

Ich bin zu früh, die Messe ist noch nicht zu Ende. Einen Moment lang bleibe ich vor der Kirchenpforte stehen. Soll ich hineingehen? Aber dann traue ich mich nicht. Also warte ich im Innenhof.

Ich höre die Stimme von Pater Schneider. Sie klingt wie die eines Märchenerzählers, ruhig und wissend. Wie sehr habe ich Pater Schneider einmal bewundert. Bis herauskam, dass er in den Missbrauchsskandal an meinem Internat verwickelt war.

Ich sehe ihn vor mir: Wie er jetzt den mit Wein gefüllten Kelch in die Luft streckt, sich die Hostie in den Mund schiebt und seinen Kopf vor Gott verneigt, würdevoll, ernsthaft, heiter.

Nervös, ohne Gedanken schendere ich durch den Innenhof von Sankt Michael in der Göttinger Innenstadt. Über dem Kirchturm dehnt sich der blaue Augusthimmel. Es ist früher Morgen. Noch könnte ich mich davonmachen. Aber ich bleibe.

Auf diesen Augenblick warte ich seit Jahren. Ich habe viele Fragen. Warum ließ Pater Schneider einen pädokriminellen Priester so lange am Internat gewähren? Warum schützte er uns nicht? Bereut er seinen Fehler? Ich will verstehen, was damals los war. Kann ich ihm verzeihen?

Meine Mutter starb, als ich 14 war. Ich musste zu meinem Vater und seiner Freundin ziehen. Ständig gab es Stress. Nachdem er mich in einem Streit würgte, lief ich eine halbe Nacht durch die Straßen, bis mir klar wurde: Ich muss weg von ihm.

Meine Großeltern halfen mir, auf ein Internat zu gehen. 2005 wechselte ich von einem Gymnasium in Essen auf das Aloisiuskolleg nach Bonn. Das Aiko. Pater Schneider war damals Internatsleiter, zwei Jahre später wurde er Rektor. Er wurde auf mich aufmerksam, als er hörte, wie ich meinen Erzieher fragte: Wie kann man es schaffen, an Gott zu glauben?

Danach gingen wir oft zusammen spazieren. Pater Schneider erkundigte sich, wie es mit meinem Vater läuft, erzählte, wie er Gott gefunden habe. Er ertrug meine jugendliche Hitzigkeit, wenn ich ihn mit Fragen löcherte, warum er allen Ernstes davon



ausgehen konnte, dass Gott gütig und allmächtig sei. Das ergab keinen Sinn. Warum war meine Mutter dann gestorben?

Wenn ich ihm auf dem Flur des Internats begegnete, setzte er ein ernstes Gesicht auf, sagte mit tiefer Stimme „Der Nik!“ und ging lächelnd weiter. Er war, wie ich mir einen guten Vater vorstellte. Von uns Schülern forderte er, dass wir keine egoistischen Genießerchen werden sollten. An meiner alten Schule in Essen hatte sich nie ein Lehrer nach mir erkundigt. Pater Schneider half mir, wieder in die Spur zu kommen. Bis heute ist er tief in meinem Herzen.

Kurz vor meinem Abitur kam heraus, dass es einen pädokriminellen Erzieher am Internat gab. Er hieß Pater Stüper. Er starb ein halbes Jahr nachdem die Presse die Vorfälle öffentlich gemacht hat. Das Aloisiuskolleg beauftragte die Jura-Professorin Julia Zinsmeister, den Missbrauch aufzuarbeiten. In ihrem Gutachten erhob sie schwere Vorwürfe: Pater Stüper hatte Schülern befohlen, sich vor ihm auszuziehen, hatte sie fotografiert, ihre nackten Körper

Hier war früher mein Bett, heute dient mein altes Zimmer als Abstellkammer. Bereits in meiner ersten Woche im Internat warnte mich ein Mitschüler, Pater Stüper sei ein „Pädopater“. Ja, war er.

angefasst. Einmal soll er einen Schüler gezwungen haben, ihn oral zu befriedigen.

Die Nacktbilder stellte er auf seinen Schreibtisch, hängte sie vor seinem Büro auf und druckte sie im Ako-Heft, dem Jahrbuch der Schule, das an ehemalige Schüler, Mitarbeiter und Eltern verschickt wurde. Es gab kaum Kritik an den Fotos. Und wenn, dann rechtfertigte Pater Stüper sie als künstlerische Arbeiten. Viele waren in Schwarzweiß gehalten und im Gegenlicht aufgenommen. Sie zeigten, erotisierend, nackte Jungen.

In einem Wutanfall warf er einmal eine Stereoanlage eines Schülers aus dem Fenster. Anderen schlug er ins Gesicht oder auf den nackten Po. Er nutzte die Duschaufsicht, um zu spannen. Nach seinem Tod fand man in seinem Nachlass kistenweise Nacktfotos. Er stand offenbar auf schlanke Jungs, halblange, blonde Haare. Ich passte genau in sein Beuteschema.

Einmal nahm er mich allein mit zu einer Sauna. Dort forderte er mich auf, vor ihm die Badehose ausziehen. Ich sagte Nein und ging mit Badehose in die Sauna. Eines Abends stand er im Türrahmen meines Zimmers. Ich war gerade dabei, ins Bett zu gehen und hatte schon einen Schlafanzug an.

„Zieh dich aus“, sagte er zu mir. „Warum?“, fragte ich zurück. „Es ist krank, mit Schlafanzug ins Bett zu gehen.“ Ich drehte mich um und legte mich ins Bett. Er verließ stumm das Zimmer.

Pater Stüper setzte mit seinen Übergriffen eine Tradition des Internats fort. Im Zinsmeister-Bericht werden für den Zeitraum von 1950 bis 2010 gegen 23 Pater, Lehrer und Erzieher Vorwürfe erhoben. An kaum einer katholischen Schule in Deutschland gab es mehr Übergriffe auf Schüler als am Aloisiuskolleg.

An einem meiner ersten Tage im Internat hatte mir ein Schüler gesagt, Pater Stüpers Spitzname sei „Pädo-Pater“. Ich hielt das für einen derben Witz. Ich hatte mich geirrt.

Als der Missbrauch öffentlich wurde, trat Pater Schneider als Rektor des Aloisiuskollegs zurück, um „die Aufklärung nicht zu behindern“. Man warf ihm vor, Hinweise auf Fehlverhalten ignoriert zu haben und uns Schüler nicht ausreichend geschützt zu haben. Ich weiß noch, wie aufgelöst er war, als er seinen Rücktritt verkündete. Er liebte es, am Internat zu arbeiten. Für uns Schüler da zu sein. Das war sein Leben.

Ich hielt zunächst zu Pater Schneider. Doch je länger ich später über die Vorfälle nachdachte, desto mehr distanzierte ich mich von ihm. Ich begriff, dass

„Er nahm mich alleine mit in eine Sauna. Dort forderte er mich auf, vor ihm die Badehose ausziehen.“

die Vorwürfe gegen ihn schwer wogen. Es gab so viele Hinweise, dass Pater Stüper sich sexuell von Kindern angezogen fühlte, allein die öffentlich gezeigten Nacktfotos. Warum griff Pater Schneider nicht ein? Hatte er es überhaupt versucht?

Dann ist die Messe vorbei. Pater Schneider geht die Stufen herab, langsam, humpelnd fast. Er ist jetzt 76 Jahre alt. Den Talar hat er abgelegt, er trägt einen schwarzen Anzug. Gottesdienstbesucher umringen ihn, lachend reden sie über den Karneval. „Ich als Rheinländer“, höre ich Pater Schneider sagen. Als er mich sieht, verabschiedet er sich aus dem Gespräch und geht freudestrahlend auf mich zu.

„Hallo, Nik“, sagt er.

„Schön, dich zu sehen“, sage ich.

Dann schließt er mich in seine Arme. Es ist nicht mehr die gleiche Umarmung wie früher.

Wir gehen hinüber zum Pfarrheim, gleich neben der Kirche. Pater Schneider wohnt hier seit elf Jahren.



Blick von der Stella, einem Schloss auf dem Anwesen des Aloisiuskollegs. Es war eines der renommiertesten Internate der alten Bundesrepublik – und ist eines mit den meisten Missbrauchsopfern.



Pater Schneider war selbst noch ein Schüler, als er Pater Stüper auf Exerzifien kennenlernte. So begann eine lebenslange Freundschaft.

Vor der Tür steht ein Apfelbaum.

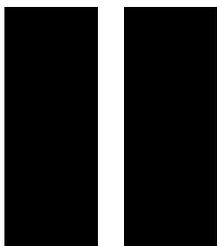
„Schöner Apfelbaum“, sage ich.

„Ungenießbar, die Äpfel“, antwortet Pater Schneider.

Es ist albern, aber mir schießt die Frage in den Kopf, ob es ein schlechtes Vorzeichen ist, dass er die Frucht vom Baum der Erkenntnis vor seiner Tür verschmäht.

Bevor wir uns auf den Balkon im dritten Stock setzen, geht er in sein Zimmer, um seinen Anzug gegen eine Trekkinghose und ein viel zu langes Poloshirt zu tauschen, es reicht fast bis zu seinen Knien. Er sieht darin bubenhaft und noch kleiner aus als sonst. Seine grauen, kurzen Haare, üblicherweise zum Seitenscheitel gekämmt, sind etwas verwuschelt, seine Frisur am Hinterkopf formt eine Delle, wahrscheinlich noch vom Kopfkissen aus der Nacht. Er füllt Sprudel und Apfelsaft in mein Glas, lehnt sich in das Polster seines Gartenstuhls und guckt mich aus kleinen Augen erwartungsvoll an.

Pater Schneider und Pater Stüper galten als beste Freunde. Mich interessiert, wie ihre Freundschaft begann. Danach frage ich ihn als Erstes.



Das Aloisiuskolleg vergammelte

Pater Schneider wuchs auf einem Bauernhof auf, in der Gegend von Trier, das jüngste von drei Kindern, später besuchte er ein Internat unter geistlicher Leitung. Kurz vor dem Abitur ging er auf Exerzifien: eine Woche lang Messen feiern, beten, schweigen, Vorträge über das Christentum. Der Pater, der die Gruppe anleitete, faszinierte ihn. Die Verve, mit der er über Gott nachdachte. Die Freiheit im Geist. Die intellektuelle Autorität. So lernte er Pater Stüper kennen.

Pater Schneider in der Sankt-Michael-Kirche in Göttingen. Als ich 15 war, machten wir lange Spaziergänge und diskutierten über Gott. Er war so, wie ich mir einen guten Vater vorstelle.

Während des Theologiestudiums in Bonn jobbte Schneider als Hausaufgabenbetreuer am Aloisiuskolleg. Das Internat war damals in einem katastrophalen Zustand: die Unterkünfte kasernenartig, die Internatsleitung ohne Ideen, Drogenprobleme. Der Jesuitenorden erwog die Schließung.

Pater Schneider war kurz davor, seinen Job zu kündigen. Da erfuhr er, dass Pater Stüper im Oktober 1968 neuer Internatsleiter werden sollte. Er entschied zu bleiben. Bis heute schwärmt er, wenn er davon erzählt, wie Pater Stüper das Internat umgekrempelt habe. Pater Schneider wurde erst Lehrer für Religion und 1984 selbst Internatsleiter. Pater Stüper war nun zum Rektor aufgestiegen.

Bonn war damals Hauptstadt, das Aloisiuskolleg wurde das beste Gymnasium der Stadt. Der spätere FDP-Politiker Alexander Graf Lambsdorff wurde Pater Schneiders Schüler, der spätere Entertainer Stefan Raab besuchte die Schule, der spätere Innenminister Thomas de Maizière, der spätere Oscar-Gewinner Florian Henckel von Donnersmarck. Und viele mehr.

Wir sitzen unter dem Sonnenschirm und trinken eine Apfelschorle nach der anderen, inmitten von gelben und lila Balkonblumen. Pater Schneider erzählt mit seiner Märchenstimme so ausgelassen von den Anfängen des Aloisiuskollegs, dass er die Wespen nicht bemerkt, die um sein Glas surren. Mein Magen ist flau, ich fühle mich unwohl, aber ich muss nun beginnen, die heiklen Fragen zu stellen.



Pater Schneider wirkt genervt von den Fragen

Wie intensiv war eure Freundschaft?

Pater Schneider: Wir sind zusammen oft in den Urlaub nach Skandinavien gefahren, um zu segeln. Manchmal mit Schülern, manchmal nur wir beide. Ich habe ihn in weiß Gott für Situationen erlebt.

Deswegen habe ich ihm vertraut.

Pater Stüper hat viele Nacktbilder in den Segelurlauben gemacht. Hast du das damals mitbekommen?

Pater Schneider: Ich glaube nicht. Nicht wissentlich. Diese Fotos standen nicht im Vordergrund der Reise.

Aber du hast die Bilder später gesehen.

Pater Schneider: Ich habe ihm gesagt, er soll das lassen. Wir sind heftig aneinandergeraten. Für mich war das ein zu großer Eingriff in die Intimsphäre der Schüler. Ich hätte so was nie gemacht. Er hat darauf nur gesagt, dass ich prüde bin. Die Fotos waren für ihn, so sagte er es mir, Kunst.

Hättest du nicht durchgreifen müssen als Internatsleiter?

Pater Schneider: Ich habe später verstanden, dass ich schärfer hätte reagieren müssen. Das war ein Fehler.

Pater Schneider wird wortkarg und ernst. Eben hat er die Wespen, die um sein Glas surren, einfach machen lassen. Jetzt verscheucht er sie immer heftiger. Er hat einen roten Kopf bekommen und reibt sich kräftig über die Oberarme.



IV

Die Schüler verehrten Pater Schneider

Ich fahre zum Aloisiuskolleg und besuche Pater Löwenstein, den heutigen Rektor. Wir treffen uns auf der Stella, einem verschnörkelten Schösschen hoch über dem Rhein. Heller Sandstein, Säulen, eine schwere Holztür – habe ich hier wirklich zwei Jahre lang gewohnt, während der 9. und 10. Klasse, auf dem gleichen Flur wie Pater Stüper?

Das Aloisiuskolleg ist heute ein Gymnasium, das Internat hat seit 2018 geschlossen, es gab zu wenige Anmeldungen. Pater Löwenstein wirkt unprätentiös und direkt und mit den knittrig hochgekrempeelten Hemdsärmeln und dem vor der Hose baumelnden Gürtelende betont nachlässig gekleidet.

Als wir in die Stella hineingehen, sehe ich wieder Pater Stüper vor mir, wie er durch die Gänge tippelte, alt und gebrechlich. Meistens trug er eine dunkle Stoffhose und eine Strickjacke. Er redete wenig. Wenn, dann gab er Befehle, die er mit „He, du da!“ einleitete. Er soll in seinen jungen Jahren ausgesehen haben wie Sean Connery. Die Mütter der Internatsschüler hätten sich reihenweise in ihn verliebt, erzählt Pater Löwenstein, das habe er immer wieder von Besuchern gehört.

Ich laufe die Treppe hoch in den ersten Stock. Mein altes Zimmer wirkt verwaist, früher nannten wir es Korb-Zimmer. Es ist jetzt ein Lagerraum für Vitrinen, Schränke und einen Tisch. Die vier Betten und die Körbe, in denen wir Tee tranken, fehlen.

Jeden Morgen machte Pater Stüper die Duschaufsicht. Er platzierte seinen Hocker genau vor den Gang, der zu den Duschen führte. Er trug nur einen Bademantel, einige Schüler sagen, dass sie hin und wieder gesehen hätten, dass er eine Erektion hatte.

Ich erzähle das Pater Löwenstein, als wir in meinem Zimmer stehen. Und auch, dass mich Pater Stüper mit in eine Sauna genommen hat, allein, und mich aufgefordert habe, mich nackt ausziehen.

Pater Schneider im Innenhof der Kirche. Für das Foto hat er sich einen dunklen Anzug angezogen. Das T-Shirt, das er während unseres Gesprächs trug, war nassgeschwitzt.



Die Michaeliskirche in der Göttinger Innenstadt. Hier predigte Pater Schneider von 2011 bis 2022. Bis heute fällt es ihm schwer, den Stab zu brechen über Pater Stüper.

**„Ich habe später verstanden, dass ich schärfer hätte reagieren müssen. Das war ein Fehler.“
Pater Schneider**

„Welcher Internatsleiter“, fragt Pater Löwenstein, und er meint damit Pater Schneider, „lässt zu, dass sich ein Greis von 80 Jahren mit Schülern in die Sauna setzt?“ Das sei verantwortungslos und gegen alle Regeln des Ordens.

Er sagt, dass ihn Pater Schneider sehr an den Lehrer aus dem Film *Club der toten Dichter* erinnere, gespielt von Robin Williams. Der habe auch eine schräge Beziehung zu den Kindern aufgebaut. Im Film würden die Schüler auf die Tische steigen und schreien: „O Captain, mein Captain.“ Robin Williams genieße die Bewunderung der Schüler. Er bade förmlich darin.

Und Schneider sei jemand, für den die Schüler 40 Jahre auf die Tische gestiegen sind und „O Captain, mein Captain“ gerufen hätten. „Irgendwann ist man davon addicted“, sagt Pater Löwenstein. Dabei gehöre die Warnung vor dem süßen Gift der Anerkennung zum Fundament der Jesuiten.

Am Ende meines Besuchs gehe ich zur Rotunde, in der Pater Schneider uns Schülern seinen Rücktritt erklärt hat. Ein runder, gelber Bau, wie ein riesiges Zelt, Fenster bis zum Boden. Die Rotunde war voll an jenem Abend des 9. Februar 2010, dem Tag der Verabschiedung. Lehrer, ehemalige Schüler, Kollegen, Eltern – alle kamen, um Pater Schneider noch einmal zu sehen.

Einige Schüler verteilten Zettel, auf denen „Pro Schneider“ stand. Ein Mitschüler spielte an dem Abend in der Rotunde Klavier, auch Pater Schneiders Lieblingslied „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Zwei hielten eine Rede, lobten ihn, er gehöre hierher. Mein Religionslehrer Herr Venth war der Erste, der ihn in den Arm nahm. Dann bildete sich eine lange Schlange, jeder wollte ihm persönlich auf Wiedersehen sagen.

Pater Stüper war zu dem Zeitpunkt bereits im Krankenhaus, er war dement, bekam von allem nichts mehr mit.

Vor der Rotunde warteten Schüler mit Kerzen. Fackeln säumten den Weg. Auch ich stand dort. Pater Schneider schritt durch das Spalier, dann fuhr er allein fort.

Christopher Haep war zu dieser Zeit Internatsleiter unter Pater Schneider. Er hat maßgeblich an der Aufklärung des Missbrauchs mitgearbeitet. Inzwischen leitet er im Erzbistum Hamburg die Abteilung Schule und Hochschule.

Haep sagt, er habe an jenem Tag im ersten Stock des Internats gestanden. Aus dem Fenster sah er die Kerzen, die Fackeln, hörte dumpf die Lieder. Dann schloss er sich im Bad seiner Dienstwohnung ein und brach in Tränen aus. Er sagt, er habe zwar verstehen können, dass die Menschen ihre Verbundenheit mit Schneider ausdrücken wollten. Er selbst sei für einige Momente wie paralysiert gewesen. Was ihn allerdings irritierte: dieser Personenkult, diese völlig unangemessene Überhöhung von Pater Schneider.

Wir treffen uns in einem sterilen Konferenzzimmer des Erzbistums. Christopher



Pater Löwenstein leitet heute das Aloisiuskolleg. Er beklagt, dass sich Pater Schneider nicht genügend an der Aufklärung des Missbrauchs beteiligt hat.

Haep ist ein hochgewachsener, schlanker Mann in weißem Hemd und Krawatte, mit Dreitagebart und frisch rasierter Glatze. „Ich bin bis heute massiv nicht damit einverstanden und finde es völlig inakzeptabel, dass Pater Schneider uns bei der Aufarbeitung in Form einer kritischen Reflexion nicht zur Seite gesprungen ist“, sagt Christopher Haep. Er nennt drei Gründe, warum Pater Schneider so lange nicht gegen Pater Stüper vorgegangen sei.

Erstens: Schneider sei durchdrungen gewesen von der Vorstellung, dass das Aloisiuskolleg etwas Besonderes gewesen sei, wertgeschätzt von einigen der vornehmsten Familien in Deutschland. Leiter einer Elite-Einrichtung – in diesem Selbstbild habe er sich offenbar verloren. „Meine Meinung ist, dass er schon aus Selbstschutzgründen jeden Verdacht eines Missbrauchs abgewiegelt hat“, sagt Haep.

Zweitens: Am Aloisiuskolleg wurde, in der Wahrnehmung von Haep, Erziehung durch Beziehung ersetzt. Das treffe in besonderer Weise auch auf Pater Schneider zu. Dieser habe vielfach nicht nach Regeln entschieden, „sondern nach Beziehungsaspekten“.

Der gute Draht sei ihm wichtiger gewesen als die Vorschrift, das verabredete Verfahren oder die Standards für die Leitung von Internaten. Weder habe es eine klare Gremienstruktur gegeben, noch bei Sitzungen Protokolle. Es sei vielfach nicht transparent gewesen, wie Schneider Erziehungsmaßnahmen angewendet habe. Dass er sich solchen Regeln nicht unterwarf, dass er meinte, über ihnen zu stehen, sei für viele faszinierend gewesen – und Haeps Meinung nach sein Verhängnis.

Drittens: Haep hat es so erlebt, dass das Verhältnis zwischen Pater Schneider und Pater Stüper nicht nur das zweier Ordensbrüder gewesen sei, sondern sich wie eine Vater-Sohn-Beziehung dargestellt habe. „Das hat dazu geführt, dass Pater Schneider an einigen Stellen zu zurückhaltend mit seinem Mentor umgegangen ist – fast schon blind. „Meine Meinung ist, dass er keine reflektierte Distanz zu Pater Stüper hatte. Viel wurde an dessen Verhalten entschuldigt, verharmlost, wegargumentiert.“

V

Pater Schneider sagt, Stüper war kein Krimineller.

Göttingen, seit Stunden sitzen wir auf dem Balkon. Immer wenn ich das Gespräch auf seine Rolle im Missbrauch lenke, antwortet Pater Schneider einsilbig. Er wirkt abgekämpft. Ich versuche es noch einmal.

Kam es dir nicht scheinheilig vor, dass Pater Stüper vorgab, die Nacktbilder nur aus einem künstlerischen Interesse gemacht zu haben?

Pater Schneider: Er hat viel über Kunst und Ästhetik nachgedacht. Er war überzeugt, dass wir Schüler durch Schönheit erziehen können.

Würdest du sagen, du hast seine pädophile Neigung zu spät erkannt?

Pater Schneider: Diese Perspektive führt zu nichts. Hätte ich hier oder da die Schrauben fester anziehen müssen? Weiß ich nicht. Aber klar, wenn so viele Leute das so empfinden, wird da was dran sein. Nur ich habe ihm damals vertraut.



**„Welcher Internatsleiter lässt zu, dass sich ein Greis von 80 Jahren mit Schülern in die Sauna setzt? Das ist verantwortungslos und gegen alle Regeln des Ordens.“
Pater Löwenstein**

Die Holztreppe in der Stella, die hinab zu den Duschen im Keller führt. Jeden Morgen musste ich hier hinunter. Auf einem Schemel saß Pater Stüper in einem weißen Bademantel und erfreute sich daran, nackte Jungen zu sehen.



**„Ich habe diesen Bruch noch immer nicht für mich aufgearbeitet – und ich befürchte, dass es da keinen Frieden mehr geben wird.“
Christopher Haep**

Christopher Haep folgte Pater Schneider als Internatsleiter. Sie waren beste Freunde, heute reden sie nicht mehr miteinander.

Warum hast du ihm so tief vertraut?

Pater Schneider: Ich habe so eng mit ihm zusammengearbeitet. Ich kannte ihn. Und wir hatten so viele Mitarbeiter. Ich erinnere mich an eine Erzieherin. Eine unbestechliche Frau. Bevor sie zu uns kam, war sie Oberstudienrätin an einem Gymnasium. Oder unseren Schulpsychologen, der eine anonyme Sprechstunde angeboten hat. Niemand sagte mir etwas. Das machte mich sicher in meinem Urteil.

Mit mir war er alleine in der Sauna. Wollte mich zweimal nackt sehen. Einem meiner besten Freunde hat er nach dem Fußballspielen eine Wunde im Intimbereich eingecremt.

Pater Schneider: War ihm das unangenehm?

Ja.

Pater Schneider: Ich kann das nicht beurteilen, ob das eine zu große Annäherung ist. Ich habe nach meinem Rücktritt viele Schüler angerufen. Einen sehr sensiblen, der zu seinen Lieblingen gehörte, ihn in die Sauna mitnahm und in die Ferien. Er sagte mir, da gab es keine Berührungen.

Alleine in die Sauna mit Pater Stüper. Das fühlt sich falsch an, oder nicht?

Pater Schneider: Ich habe damals die Missbrauchsbeauftragte des Ordens gefragt, wie sie die Saunabesuche bewertet. Sie sagte, wenn das ein öffentlicher Raum ist, ist da nichts gegen einzuwenden.

Wie war es für dich, die vielen Berichte von Schülern zu lesen, aus denen hervorgeht, dass Pater Stüper Kinder sexuell misshandelt hat?

Pater Schneider: Ich weiß ja nur, was ich sehe. Ich kann nicht auf diesen Zug aufspringen, der sagt, die Beweise sind so erdrückend. Wir sind da in einem

Bereich, der subjektive Empfindungen einschließt. Aber wenn die Leute sagen, dass er sich an ihnen sexuell vergriffen hat – ich kann das nicht bestätigen, noch darf ich es ablehnen.

Siehst du in Pater Stüper einen Kriminellen?

Pater Schneider: Ich habe jetzt zwölf Jahre nachgedacht und habe sicher kein verklärtes Bild von ihm. Aber der Ausdruck ist mir zu radikal. Er war kein Verbrecher.

Verurteilst du heute, was Pater Stüper gemacht hat?

Pater Schneider: Ich weiß nicht, ob er jenseits des Fotografierens und der Ohrfeigen Grenzen im sexuellen Sinne überschritten hat. Die schweren Vorwürfe gegen ihn kommen von außen – ich kenne alles von innen.

Soll denn alles, was ich mit ihm erlebt habe, nicht stimmen? Und ich kann nur sagen: Wenn Schüler mich jetzt kritisieren: „Sie waren zu nachlässig, ungerecht, ein großes Arschloch und so.“ Ich weiß nicht. Ich habe eine andere Wahrnehmung von mir. Weißt du, ich habe mich in meinem Leben von A bis Z für die Schüler eingesetzt, weit über die Grenzen dessen, was man von mir verlangen kann. Was habe ich mich abgerackert, einzelne Schüler von Drogen

wegzubekommen. Ich gehe auf solche Vorwürfe nicht mehr ein.

Aber es kann doch beides stimmen. Dass du dich für Schüler eingesetzt hast und gleichzeitig Pater Stüper falsch eingeschätzt hast.

Pater Schneider: Das kann sein. Was soll ich sagen. Vielleicht hätte ich anders gehandelt, wenn ich ein anderer Typ wäre, der nach Ordnungsprinzipien und Gesetzeserfüllungen lebt. Dann wäre vieles Schöne am Ako nicht passiert.

Mit dem Wissen von heute – was würdest du anders machen?

Pater Schneider: Ich würde alles, alles dem Orden melden. Und der soll dann beurteilen, was er daraus macht. Ich würde bis zum Äußersten gehen, es auf einen Streit ankommen lassen, auch wenn es meine Freundschaft mit Pater Stüper zerstört hätte.

Es ist fast 15 Uhr, als wir das Gespräch beenden und Pizza essen gehen. Pater Schneider wirkt erschöpft. Nachdem wir stundenlang nur über ein Thema geredet haben, wechseln wir nun sprunghaft die Themen: die Lokalzeitung in Göttingen. Was meine Geschwister machen. Bücher, die er liest. Pater Schneiders Poloshirt ist durchgeschwitzt, als habe jemand links und rechts unter seinen Ärmeln eine Flasche Wasser ausgeschüttet. Wir verabschieden uns.

In den Tagen danach, in den Wochen danach bin ich hin- und hergerissen. Ich spüre, wie nah mir Pater Schneider noch immer ist. Zugleich ist er mir unheimlich. Er nehme die Vorwürfe ernst, sagt er, und schwärmt wenig später von Pater Stüper. Wie kann man jemanden loben, der jahrelang Kindern sexualisierte Gewalt angetan hat? Ich verstehe es nicht.

Ich verstehe nicht, warum er seinen eigenen Beobachtungen mehr glaubt als den vielen Berichten Dritter über Stüpers pädokriminelles Verhalten. Ich verstehe nicht, warum er sich einfach nicht von seinem Ziehvater distanzieren kann. Ich verstehe nicht, warum er seine Fehler so zaghaft eingesteht. So zaghaft, dass es unehrlich wirkt.

Viele seiner Antworten wirkten wie Ausflüchte: Er habe dieses nicht gewusst und von jenem erst später erfahren. Stüpers „Kunstabgriff“. Und immer wieder: Es waren andere Zeiten. Das überzeugt mich nicht.

Doch horche ich in mich hinein, spüre ich noch immer die Güte, das Wohlwollen, die Herzlichkeit, mit der Pater Schneider uns anleitete. Spüre, wie beiseit er davon war, uns Schülern zu helfen. Wie bedingungslos er sich für uns einsetzte. Ich erfahre von anderen Schülern, die zu ihm gefahren sind und mit ihm über seine Rolle im Missbrauch geredet haben. Er lässt Fragen zu.

Pater Schneider hat viel Gutes getan. Und wiegt das Gute nicht ebenso schwer wie das Schlechte?

Und je länger ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir: Ich möchte Kontakt mit ihm halten und ihn auch in Zukunft besuchen.

Ich verzeihe ihm.



Der Brunnen im Garten der Stella. Pater Stüper ließ einige Schüler erst den Brunnen schrubben, dann sagte er ihnen, sie sollten sich nackt vor ihm ausziehen, dann zückte er die Kamera.

Doch horche ich in mich hinein, spüre ich noch immer die Güte, das Wohlwollen, die Herzlichkeit, mit der Pater Schneider uns anleitete. Spüre, wie beiseit er davon war, uns Schülern zu helfen. Wie bedingungslos er sich für uns einsetzte. Ich erfahre von anderen Schülern, die zu ihm gefahren sind und mit ihm über seine Rolle im Missbrauch geredet haben. Er lässt Fragen zu.

Pater Schneider hat viel Gutes getan. Und wiegt das Gute nicht ebenso schwer wie das Schlechte?

Und je länger ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir: Ich möchte Kontakt mit ihm halten und ihn auch in Zukunft besuchen.

Ich verzeihe ihm.

MAKING OF



NIKLAS BESSENBACH & VANESSA SCHIWIEZ

Als Vanessa Schiwietz die Fotos von Pater Schneider und mir machte, bat sie uns, ein Gespräch zu imitieren. Er erzählte mir dann von einem Roman, in dem ein Mann seine Schuld verschweigt. „Warum redet er nicht?“, fragte ich. „Er hat den richtigen Moment verpasst“, antwortete Pater Schneider.
niklas.bessenbach@gmail.com
eg13.schiwietz.vanessa@googlegmail.com

Das Objekt der Begierde: Braunkohle. Seit Jahrhunderten in der Oberlausitz abgebaut, nach wie vor auf Jahrzehnte vorhanden.

TEXT
FLORIAN BAYER

FOTOS
MARINA PEPAJ

DAS SCHWARZE LOCH WÄRMESUCHER

Im Zittauer Zipfel liegt der riesige polnische Braunkohletagebau Turów. Er sorgt für leere Brunnen in Tschechien und absinkende Häuser in Deutschland. Die Polen machen weiter, schmettern jede Kritik ab. Wie steht es um das Dreiländereck und seine Bewohner?



Nur drei Kilometer trennen die Zittauer Innenstadt von der Grube. Die Schaufelradbagger graben Tag und Nacht weiter.

ZITTAUER ZIPFEL

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging der Zittauer Zipfel, der vorher keiner war, von Deutschland an Polen. Die Deutschen mussten über die Neiße nach Westen, in den früheren deutschen Dörfern wurden Vertriebene aus Ostpolen angesiedelt. Jahrzehntlang gab es strenge Grenzkontrollen, die erst 2007 mit dem Schengen-Abkommen entfielen.



W

Willkommen in der Hölle, sagt Ingenieur Jan Wysiński und wischt sich die Schweißperlen von der Stirn. Er steht in einer riesigen Halle und öffnet ein Sichtfenster an einem Stahlkasten. Hinter der Scheibe züngeln Flammen.

Gierig verschlingen sie das schwarze Pulver im Bauch des Ofens. Rund um die Uhr füttert ihn ein Netz aus Fließbändern, fünf Tonnen zerkleinerte Braunkohle pro Minute, die bei 1200 Grad zu Asche zerfallen. Die Hitze bringt Zigtausende Liter Wasser zum Sieden. Der Dampf treibt eine 500-Megawatt-Turbine an.

Wir stehen im modernsten Kraftwerksblock Europas, sagt Wysiński. Nirgendwo gebe es bessere Kontrollsysteme, nirgendwo weniger Schadstoffe. Aus dem Kühl- und Rauchgasturm steige fast nur Wasserdampf. Und entweichen täglich Tausende Tonnen Kohlendioxid, über die der Angestellte des Energiekonzerns PGE aber nicht so gern spricht. Und auch die anderen, deutlich älteren Kraftwerksblöcke und die vielen Pannen blendet er aus.

Das Kraftwerk Turów im Dreiländereck Polen, Tschechien und Deutschland, produziert bis zu acht Prozent des polnischen Stroms, dazu Fernwärme für Tausende Haushalte. Es ist aber auch eines der 20 klimaschädlichsten Kraftwerke Europas. Braunkohle ist der schmutzigste fossile Energieträger. Zudem gräbt der Tage-

Ingenieur Jan Wysiński am Kohleofen. 1200 Grad hat es im Inneren, 35 Grad in der riesigen Halle.





Paulina Wisniewska will in Bogatynia leben, aber in Zittau arbeiten. Die Arbeitskultur sei in Deutschland besser.

bau ringsum das Grundwasser ab, verursacht krankmachenden Lärm, bläst Feinstaub in die Luft und, das sagen Gutachter und Experten, lässt die nur drei Kilometer entfernte Zittauer Altstadt absinken.

Dennoch soll Turów bis 2044 weiterlaufen, zum Unmut der beiden Nachbarländer. Bis auf wenige Meter reicht die Grube an die deutsche und die tschechische Grenze heran. Mehr als 25 Quadratkilometer ist sie mittlerweile groß und bis zu 150 Meter tief – und sie soll weiterwachsen.

Seit langem gibt es daher Streit. Er eskalierte, als Tschechien im Februar 2021 Polen vor dem Europäischen Gerichtshof verklagte: Turów würde die Trinkwasserversorgung grenznaher Dörfer gefährden, und Polen hätte die Nachbarn stärker einbinden müssen. Noch nie hatte bis dahin ein EU-Staat einen anderen verklagt.

Es folgte ein juristisches und politisches Scharmützel. Anordnung des Europäischen Gerichtshofs im Mai 2021: sofortiger Stopp der Anlage bis zum endgültigen Urteil. Worauf Polen sich selbst die Betriebserlaubnis verlängerte und die tägliche Strafe von 500 000 Euro in Kauf nahm.

Anfang 2022 dann ein Vergleich: Warschau zahlt 45 Millionen Euro Strafe, legt seine Unterlagen offen und baut einen „grünen Wall“ am Südrand der Grube.

2004 waren Tschechien und Polen der EU beigetreten, bald fielen die Schlagbäume, kurz wehte Hoffnung durch das Dreiländereck. Durch drei Regionen, die weit weg lagen von den Entscheidungszentren ihrer Länder. Gezeichnet von Abwanderung und den Wunden, die das Industriezeitalter geschlagen hat.

Zwei Wochen lang sind wir um die Grube gereist und haben mit Geologen, Bürgermeistern, Umweltschützern, einem ehemaligen Grenzer gesprochen. Mit Anwohnern, Arbeitern und den Grubenbossen, mit Tschechen, Polen, Deutschen. Was wurde aus dem Aufbruch? Wie leben die Menschen rund um das riesige schwarze Loch? Trennt es sie oder vereint es sie? Wie schauen sie zurück? Gibt es eine Vision für die Zeit nach der Kohle, für eine Gesellschaft nach dem Carbon?

Eine Geschichte aus dem Herzen Europas, symptomatisch für viele Probleme unserer Zeit.

📍 TRZCINIEC DOLNY (PL) DAS KRAFTWERK

Zwei Dörfer. Eine Werksiedlung. Eine kaum noch befahrene Werkseisenbahn. Dazwischen das Kraftwerk. Sechs Kühltürme,

sieben aktive Blocks, Filteranlagen, Förderbänder, Werkstätten, Kantinen, Büros.

In einem der Büros sitzt Kraftwerks-Ingenieur Jan Wysiński. Er trägt gelbe Weste, weißen Helm und führt voller Stolz durch „sein Baby“, den neuen Kraftwerksblock. In Betrieb ging er im Mai 2021, und tatsächlich wirkt alles brandneu, vom Personenaufzug über die blanken Rohre bis zum Kontrollraum mit seinen Dutzenden Leuchten und Monitoren. Auf einem davon laufen automatische Fehlermeldungen durch, leuchten erst orange, dann grün auf. Das ist normal, versichert Wysiński.

Bildschirme zeigen das Innere der Brennkammer. Rund um die Uhr lodern die Flammen. Derzeit laufe das Kraftwerk auf rund 1500 Megawatt, bis zu 2000 sind möglich. Wysiński betont die Vorteile der Kohle: „Wir können sekundenschnell auf höheren Bedarf reagieren.“

Tatsächlich liefern Sonnen, Wind und Wasserkraft nicht konstant Energie, Kohle kann das ausgleichen. Rund 80 Prozent des polnischen Stroms stammt aus Kohlekraftwerken. Daran wird sich so schnell nichts ändern, auch wenn riesige Windparks in der Ostsee geplant sind und Atomkraftwerke diskutiert werden.

In den 28 Jahren, die er schon im Kraftwerk arbeitet, hat Wysiński die Umstellung auf moderne Filteranlagen erlebt, um ab den 1990er Jahren den EU-Standards zu genügen. „Wir arbeiten so umweltschonend wie möglich“, sagt er und meint damit den neuen Block. Die älteren bekommen wir an diesem Tag nicht zu sehen.



Im Schatten des Kraftwerks leben Hunderte Menschen. Es gibt Läden, Postamt, Vorschule und Parks.

📍 3 KM ÖSTLICH DES KRAFTWERKS (PL) | DIE HALDE

Wir kommen vom Osten, von der verwilderten grünen Grenze zu Tschechien. Keine Menschenseele verirrt sich hierher. „Perfekt mit der Umgebung harmonieren“ würde die Halde laut Kraftwerkskonzern PGE. Die Wahrheit ist: Alles wirkt künstlich. Spazierwege gibt es nicht, nur Schneisen für die Lkw, die hier einst fuhr. Ansonsten Jungwald und Gebüsch, Flussbetten aus Steinkäfigen, immer wieder Brachen. Der Boden ist weißlich, karg, porös.

Zig Millionen Tonnen Erdreich wurden hier über Jahrzehnte aufgeschüttet. 22 Millionen Bäume ließ der Kraftwerkskonzern pflanzen, teilweise aus der Luft ausgesät. Seit 2006 ist die jahrzehntelang aufgeschüttete Halde „fertig“, der danach abgegrabene Abraum wird in die ausgeflözten Teile der Kohlegrube befördert.

Je höher wir die steilen Böschungen erklimmen, desto mehr Müll ragt aus dem Untergrund. Ledrige Stofffetzen. Grüne Plastikgitter. Kunststoffmatten, die aussehen wie Teile der Grubenfließbänder. „Leider laden immer wieder Leute hier ihre Abfälle ab“, wird Grubenboss Sławomir Wochna später dazu sagen. Dass hier von Anfang an Müll mitvergraben wurde, was offensichtlich ist, bestreitet er.

Nach zig Schleifen kommen wir auf ein Hochplateau, 250 Meter über der Umgebung. Wir blicken in den Sonnenuntergang, in eine fossile Apokalypse: links die Wunde des Tagebaus, rechts die Kühltürme, aus denen unaufhörlich gewaltige Wolken ins Dunkelblau quellen, daneben die Schloten. Im Hintergrund, da ist schon Deutschland, drehen einige versprengte Windräder ihre Runden.



Milan Starec lebt im tschechischen Uhelná, einen Steinwurf von der Grube entfernt. Er brachte den Rechtsstreit ins Rollen.

Wir kehren um. So also sieht eine Welt aus, in der das Unterste zuoberst gekehrt wurde, in der die Natur sich niemals das zurückholen wird, was ihr der Mensch genommen hat. Dann bricht die Nacht herein.

📍 BOGATYNIA (PL) DIE ARME, REICHE STADT

Paulina Wisniewska, 21 Jahre alt, ist geblieben. Vorerst. Sie lebt in Bogatynia, 17000 Einwohner, eine der reichsten Kommunen Polens. Der Name passt, „bogaty“ ist polnisch und heißt „reich“. Eine Verballhornung des deutschen Reichenau, wie die Stadt bis 1945 hieß. Rund 35 Millionen Euro spülen Kraftwerk und Grube jährlich in die Stadtkasse. Von diesem Wohlstand ist nichts zu merken, Plattenbauten mit abblätternden Fassaden dominieren die Stadt.

Tatsächlich sind etliche Kohlemillionen versickert, der vorletzte Bürgermeister saß wegen Korruption im Gefängnis. Er hatte unter anderem Müll im Tagebau entsorgen lassen. Auch beim Bau des neuen Freibads soll es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.

Arbeitsplätze abseits von Grube und Kraftwerk gibt es kaum. Wer mobil ist und Deutsch kann, fährt über die Grenze. Für die anderen gibt es wenig Perspektiven, stattdessen billiges Crystal Meth aus Tschechien an jeder Ecke. Deutsch- und Englischschulen, wie man sie in vielen polnischen Städten sieht, sucht man hier vergebens. Das Freizeitangebot beschränkt sich auf Skateparks, ein kleines Kino und eine Kegelbahn. Auch Lokale gibt es kaum. Abends lungern die Jugendlichen vor den Minimärkten und trinken billigen Alkohol.

Paulina Wisniewska sieht ihre Zukunft dennoch in Bogatynia. Ihr Job? „Ich pflege zwei ältere Frauen bei ihnen zu Hause.“ Die Arbeit gefällt ihr, sie mag es, anderen zu helfen. Ihr Herz aber schlägt für die freiwillige Feuerwehr, seit vier Jahren ist sie Teil der Löschtruppe – als erste Frau. Damit kommen nicht alle Männer klar, manchmal werde sie gemobbt, aber das erträgt sie. Schon immer wollte sie Feuerwehrfrau werden.

Gerade macht Wisniewska den Führerschein und absolviert einen Online-Deutschkurs. Sie möchte weiter in Bogatynia leben, aber in Zittau, jenseits der Grenze, als mobile Krankenpflegerin arbeiten. Dann hätte sie alles auf einmal: Familie, Freunde, die Feuerwehr und „mehr Geld, mehr Wertschätzung“. Die gebe es jenseits der Grenze.

Nicht in Bogatynia, der armen, reichen Stadt am Rand der riesigen Grube.

📍 OPOLNO-ZDRÓJ (PL) DER KURORT, DER WEICHEN MUSS

Wir fahren aus der Stadt hinaus, vorbei an einem Friedhof, Sportplätzen, einer Tankstelle. Rechter Hand liegt das unscheinbare Opolno-Zdrój. Als Bad Oppelsdorf war es jahrhundertlang als Kurort bekannt. Das schwefelhaltige Wasser soll bei Rheuma und Arthritis helfen. Vom früheren Glanz zeugen noch die prunkvollen Kurhäuser im Ortskern.

Werden sie bald weggebaggert? Geht es nach Grubendirektor Wochna, müssen nur einige wenige Häuser umgesiedelt werden. Laut einer Planungskarte wird aber fast der ganze Ort abgegraben. Manche verhandeln mit der Stadt über eine Entschädigung. „Wir und viele Nachbarn haben einen Brief von PGE erhalten, dass wir das Areal verlassen müssen“, sagt eine Frau, die seit über 30 Jahren hier lebt und ihren Namen nicht in der Zeitung lesen möchte.



Gekreuzte Hämmer auf Mütze und Ärmel: Die Bergbautradition wird in Bogatynia großgeschrieben.

Bogatynia ist eine der reichsten Städte Polens, aber davon merkt man wenig. Arbeitsplätze abseits von Grube und Kraftwerk gibt es kaum, Plattenbauten dominieren das Stadtbild.



Bogatynia ist eine der reichsten kleinen Städte Polens. Abseits des schmucken Zentrums aber dominieren in die Jahre gekommene Plattenbauten die Stadt.

Man habe ihrer Familie eine kleine Wohnung in einem städtischen Wohnblock angeboten. Ein gewaltiger Abstieg, denn jetzt wohnt sie in einem Häuschen mit Garten. „Sie sollen ein besseres Angebot machen!“

Wir fragen nach bei der Stadtverwaltung. Wie viele Häuser sollen weichen, wie hoch ist die Ablöse? Die Stadt verweist an den Konzern PGE, der aber hält sich bedeckt.

Ein paar Jahre noch sind die Häuser sicher. Dann werden die Schaufelradbagger anrücken, um die Braunkohle zu holen und sie in den Schlund der Öfen zu befördern. Dann ist Bad Oppelsdorf Geschichte.

📍 UHELNÁ (CZ) | DAS DORF AUF DEM TROCKENEN

Hoch über den umliegenden Feldern, hoch über der Grube liegt Uhelná, das nur von Tschechien aus angefahren werden kann. Ein winziges Dorf, bewohnt von etwa 30 Menschen. Sie sagen, sie genießen es, das letzte Dorf an der Stichstraße zu sein. Es könnte idyllisch ruhig sein. Wäre da nicht das beständige Rattern der Fließbänder.



Am Rand von Uhelná gibt es auch eine Sandgrube. Manche machen sie für den Wassermangel verantwortlich, sie ist aber bedeutend kleiner als die Kohlegrube. Die meisten Gutachter gehen davon aus, dass die halbleeren Brunnen von Turów rühren.

„Heute ist es besonders laut“, sagt Milan Starec. Der Mann, der den Rechtsstreit zwischen Tschechien und Polen mit ins Rollen gebracht hat, füttert seine Schafe, bevor er zur Arbeit fährt. Als er das Gatter zur Weide öffnet, stieben sie in alle Himmelsrichtungen davon. Er hält ihnen die Blätter eines Buschs entgegen. So kommen sie wieder näher, gierig verschlingen sie das Grünzeug.

Weil die Wasserstände in den Dorfbrunnen von Jahr zu Jahr sanken, schlug Starec im Frühling 2019 Alarm. Er trommelte die Bewohner in der Kapelle zusammen, lud Journalisten, Umweltschützer und Experten ein. Für alle stand fest: Turów ist für die leeren Brunnen verantwortlich. Mit der Unterstützung von Greenpeace zog das Thema immer weitere Kreise, nach Liberec und Prag, nach Warschau und Brüssel. Journalisten kamen und gingen, immer wieder fanden sich Politiker und Fachleute in der Kapelle ein.

Seit Polen und Tschechien den Vergleich geschlossen haben, ist es wieder ruhiger. Eine Wasserleitung aus Liberec soll die Dörfer künftig versorgen, Genaueres ist noch unklar. Der Grubenbetreiber PGE hat sich auch verpflichtet, einen künstlichen Hügel am Südrand der Grube aufzuschütten. Er wird die Sicht verdecken und den Lärm ein bisschen mildern.

In der Grube selbst soll eine neue unterirdische Spundwand den Abfluss des Grundwassers verhindern. Starec ist skeptisch. Im tiefer gelegenen Nachbarort Václavice musste vor zwei Jahren gar ein Tankwagen kommen, weil viele Hausbrunnen leer waren.



Betriebsraum des neuen Blocks im Kohlekraftwerk. Auf Bildschirmen laufen Statusberichte und Fehlermeldungen durch, die meist aber gleich von orange auf grün springen.



Ein Urgestein in Uhelná ist Petr Halbich. Der frühere tschechische Grenzbeamte hatte nie ein Problem mit der Kohlegrube.

„Manche sind zu sorglos“, meinen die einen. „Alles übertrieben“, sagen andere. Fakt ist: Die Brunnen in Uhelná werden immer leerer. Schuld sei Turów.

Ob der Wassermangel am Klimawandel liegt? Starec widerspricht und verweist auf die Gutachten.

„Alles übertrieben“, wendet Petr Halbich ein. Der 66-Jährige lebt einige Häuser weiter, sein ganzes Leben schon. Den Tagebau gibt es seit Jahrzehnten, Probleme habe er nie damit gehabt. „Das alles ist hochgekocht, und der Grund sind die Neuzuzügler“, sagt er und meint damit auch den 2016 gekommenen Starec. Der behauptete, er habe die Mehrheit des Dorfes hinter sich, doch das stimme gar nicht.

Nebenan lebt Sandra Štoková in einem alten Bauernhaus. Auch sie sagt, sie habe kein Problem mit dem Tagebau. Štoková, von Beruf Tierärztin, füttert ihre Dutzende Enten, drei Hunde und zwei Katzen, die Kinder toben im Garten herum. „Ganz ehr-

lich, jeder Zuzügler wusste, worauf er sich einlässt. Die Grube ist nicht erst seit gestern hier.“ Wasser habe sie jedenfalls immer gehabt, seitdem sie vor sechs Jahren hierhergezogen sei.

Genau das sei das Problem, sagt Starec später: dass viele es sich zu bequem machen. Viele Leute im Dorf würden das Risiko ausblenden, dass einmal gar kein Wasser mehr fließt.

Starec und seine Mitstreiter wollen es nicht so weit kommen lassen und planen eine neuerliche Klage – dieses Mal gegen die tschechische Regierung. Weil sie mit dem Vergleich die Rechte der Bürger missachte. Eine Entscheidung steht noch aus.

📍 ZITTAU (DE)

DIE STADT AUF SCHWEIZER KÄSE

Über die Neiße, mehr Bach als Fluss, kommen wir nach Zittau. Der Stadtkern sinkt jedes Jahr um ein bis zwei Zentimeter ab. Ob das nun an Turów oder dem Altbergbau auf deutscher Seite liegt, darüber scheiden sich die Geister. Nur zwei Kilometer westlich der Innenstadt lag früher der Tagebau Olbersdorf. Heute ist er ein Badensee.

Für den Zittauer Oberbürgermeister Thomas Zenker, kürzlich erst wiedergewählt, ist der Fall klar. Er zeigt auf eine Landkarte in seinem Besprechungszimmer: Der Tagebau Turów ist etwa zehnmal so groß wie die Zittauer Innenstadt. Olbersdorf war um ein Vielfaches kleiner und ist seit 30 Jahren Geschichte. Dennoch berichten ihm immer wieder Zittauer von Rissen in ihren Hauswänden.

So wie Henry Smala. Früher Handwerker, heute Rentner. Er hat mehrmals große Sprünge in seinem Altbau in der Innenstadt sanieren lassen, auf eigene Kosten. Einem Gutachten zufolge liegen die Schäden nicht an der Bausubstanz. Dass aber wirklich der Tagebau Turów schuld ist, das kann Smala nicht beweisen.

Bürgermeister Zenker muss Leute wie ihn trösten. „Einzig und allein PGE wäre für den Schadenersatz zuständig“, sagt er. Doch der Stadt fehle das Geld für umfassende Gutachten. Auf sich alleine gestellt, ohne Unterstützung von Bund und Land, könne er nicht viel tun. Immerhin liegt Zenkers Beschwerde bei der Europäischen Kommission noch auf irgendeinem Schreibtisch.

Neben dem Absinken seiner Stadt beschäftigt ihn auch die Rekultivierung. Was soll aus der Grube werden, wenn sie eines Tages schließt? Ein Fluten durch die schwächliche Neiße würde laut Berechnungen um die 100 Jahre dauern. PGE behauptet bislang bloß, es gebe Pläne für einen künstlichen See, auch die finanziellen Rücklagen dafür. Details erfährt aber keiner.

Für Zenker besteht die reale Gefahr, dass die Polen das Werk schließen und unverrichteter Dinge abziehen, sobald die Kohle nicht mehr lukrativ ist. Für ein solches Szenario spricht, dass das Land keine Hilfe aus dem milliardenschweren Just-Transition-Fonds der EU beantragt hat. Der ist genau für solche Fälle vorgesehen, setzt aber Planungen für eine Rekultivierung bzw. Umnutzung voraus. Zenker ist sicher: Die fehlende Einreichung verheißt nichts Gutes.

📍 DRAUSENDORF (DE)

DAS AUSSTERBENDE PARADIES

Ein paar Kilometer weiter nördlich liegt Drausendorf, das zur Gemeinde Zittau gehört. Auf den Straßen sieht man keine Menschen, viele Häuser stehen leer. Statt einmal 600 Einwohnern leben hier heute nur noch 100.

„Das Dorf stirbt“, klagt Joachim Schröter, der sein ganzes Leben hier verbrachte. In seinem Garten ist es paradiesisch, die



In einem Bauernhaus lebt Tierärztin Sandra Štoková. Sie versteht den Trubel nur bedingt, hatte immer genug Wasser.

Brombeeren wachsen durch den Gartenzaun, und seine Sonnenblumen sind die höchsten weit und breit. Schröter aber ist unglücklich. Nur ein Hochwasserdamm, eine Wiese und die Neiße trennen sein Haus von der Grube. Früher war Staub ein Problem, mittlerweile vor allem der Lärm der Fließbänder und Maschinen. Besonders bei Ostwind.

Noch mehr Sorgen macht ihm aber etwas anderes. 1989 kam die Abbruchkante ins Rutschen, und das Flussbett der Neiße wäre beinahe in die Grube abgestürzt. Seit Jahren schon graben die Schaufelradbagger zwar nicht mehr Richtung Deutschland weiter, auch wurde eine künstliche Aufschüttung, der „Neißepfeiler“, errichtet. Doch die Rutschung zeigt, wie instabil das Erdreich ist.

In Schröters Unmut mischt sich diffuse Nostalgie an die Zeit vor der Wende. Als in seinem Garten rauschende Feste gefeiert wurden. Als es noch einen Laden im Ort gab und viele Arbeitsplätze ringsum. Als Lehrer noch respektiert wurden, der Umgang mit Schülern trotzdem herzlich war. Seine Frau bremst ihn dann ein, sagt, dass nicht alles an Turów liege. Schröter nickt.

Sie bringt ein Album aus dem Haus. Alte Zeitungsschnipsel dokumentieren einen jahrelangen, fruchtlosen Kampf. Joachim Schröter neben einer polnischen Delegation. Joachim Schröter neben einer grünen EU-Abgeordneten. Ein „Bild“-Artikel über die „gefährlichste Ortschaft Deutschlands“, die abzurutschen drohe.

„Im Westen wäre mein Grundstück eine Menge wert, hier fast nichts“, sagt Schröter. Von seinen zwei Töchtern und seinem Sohn, alle in ihren Dreißigern, will aus jetziger Sicht keiner zurückkehren. Und Schröter versteht sie sogar.

📍 HIRSCHFELDE (DE) IM SCHATTEN DER KÜHLTÜRME

Ein Stück weiter nördlich liegt das 1911 eröffnete, 1992 stillgelegte Kraftwerk Hirschfelde. Es war der deutsche Vorläufer Turóws,

Vieles ist besser geworden: In DDR-Zeiten lag der Ruß zentimeterdick in „Drecksfelde“. Offen ist aber noch die Frage, wie es mit dem Tagebau weitergeht, wenn er eines Tages schließt.

Hochgradig künstlich wirkt die Halde, nordöstlich der Kohlegrube. Aus dem Boden ragt immer wieder vergrabener Müll.



bezog die Kohle aus demselben Revier. Der Zittauer Zipfel war damals noch deutsch, wanderte erst 1945 an Polen. Die Neiße wurde zur neuen Grenze. Menschen aus dem Osten Polens, ihrerseits Vertriebene, zogen in den Zittauer Zipfel. Ab 1958 ließ Polen sein eigenes Kraftwerk bauen, das heutige Turów, vier Jahre später ging es in Betrieb. Heute prägen seine Türme das Hirschfelder Stadtbild.

Niemand kennt die hiesige Historie besser als Wilfried Rammelt, dessen Eltern einst selbst über die Neiße mussten. Im alten Tanzsaal des längst geschlossenen Hotels Rieger hängen Fotos und Zeitzeugenberichte, auch der alte Befehl zur Aussiedlung der Deutschen. Zur Ausstellung, die er hier auf die Beine stellte, kamen zu seiner Überraschung auch viele Polen. „Die wissen fast nichts von ihrer Vergangenheit.“ Und die Deutschen kaum etwas von der anderen Seite. Das will Rammelt ändern, auch mit geführten Wanderungen auf beiden Seiten des Flusses.

Erschwert wird die Annäherung durch die fehlende Neißebrücke. Nicht wenigen ist das ganz recht. Dem 44-jährigen Alexander Sterz etwa. Er betreibt eine kleine Pension mit sechs Zimmern, gleich um die Ecke. Auch ihn stört das Surren und Poltern der Förderbänder. Auf die Buchungslage seiner Pension habe das Kraftwerk aber keine Auswirkungen. „Es ist kein Urlaubsort. Zu 80 Prozent habe ich Bauarbeiter hier, denen ist das schnuppe“, sagt Sterz.

Doch es habe sich vieles verbessert: Die Luftverschmutzung sei kein Vergleich zu DDR-Zeiten, als der Ruß manchmal 30 Zentimeter hoch in „Drecksfelde“ lag. Von Kraftwerken beiderseits der Neiße. Sterz witzelt: „Irgendwann geben die Polen das Gebiet wieder den Deutschen zurück, damit die sich wieder drum kümmern.“

Schwerer aber wiegt für Sterz die Grenzkriminalität. Oft würden Dinge gestohlen, von Wäschespinnen bis hin zu Autos. Erst kürzlich fehlten eines Morgens die Kupferkabel der Eisenbahn, tagelang konnte kein Zug mehr fahren. Nicht zum ersten Mal. Und wenn man auf der anderen Seite spaziert, muss man nicht lange suchen, um tatsächlich Aschehaufen mit den Kabelresten zu finden.

ZEIT FÜR EIN FAZIT

Dann ist unsere Reise zu Ende. Nach zwei Wochen und vielen Gesprächen bleibt der Eindruck: Es ist kompliziert. Grube und Kraftwerk sind bei weitem nicht das einzige Problem der Dreiländer-Region, die mit fehlenden Jobs und Abwanderung, aber auch wechselseitigen Vorurteilen und Missverständnissen zu kämpfen hat. Die aber auch viel Potenzial hat.

Klar ist: Turów hat das nachbarschaftliche Verhältnis getrübt. Weniger wegen der Probleme durch den Tagebau selbst. Vielmehr wegen der fehlenden Kommunikation und Intransparenz, die auch wir erlebten.

Ein Besuch der Grube, um den wir PGE mehr als zwei Monate baten, wurde erst im letzten Moment möglich. Am Ende war es aber kein Blick ins Innere, sondern lediglich auf die Bohrungen für die unterirdischen Spundwände. Gespräche mit Grubenmitarbeitern wurden uns von offizieller Seite nicht möglich gemacht.

Auch alle angesprochene Kritik haben die Grubendirektoren weggewischt, als unberechtigt abqualifiziert. Selbst die Polen ringsum werden im Unklaren gelassen, was Umsiedlungen, Rekultivierung und alternative Arbeitsplätze betrifft. Statt transparenter Information gibt es Sündenböcke direkt in der

Nachbarschaft, die angeblich den sofortigen Stopp Turóws verlangen. Was kaum jemand wirklich tut.

Vorläufig ist die Sache entschieden: Wenn kein gegenteiliges Gerichtsurteil, kein politischer Schwenk mehr kommt, wird Turów bis 2044 weiterlaufen. Es wird weiterhin Lärm geben, Staub und Schmutz, hoffentlich ausreichend Grundwasser und keine Umweltkatastrophen. Aber auch Tausende Jobs und verlässlich fließende Energie, in Zeiten wie diesen dringender benötigt denn je.

MAKING OF



FLORIAN BAYER & MARINA PEPAJ Schon seit zwei Jahren verfolgt Florian Bayer den Rechtsstreit um Turów, zeitweise das politische Gesprächsthema Nummer eins in Polen und Tschechien. Nun ist die Causa beigelegt, das mediale und politische Interesse wieder passé. Die Menschen vor Ort müssen aber weiter mit den Folgen des Weiterbetriebs leben. Gemeinsam mit Fotografin Marina Pepaj ging es zur Recherche vielfach um das riesige Loch: zu Fuß, im Auto und sogar in der Luft. Das Ergebnis? Alles ist noch viel komplizierter als gedacht. florian_bayer@gmx.at / mail@marinapepaj.de

Familie Schröter in ihrem Garten. Drausendorf sterbe aus wegen der Grube, seit Jahrzehnten in direkter Nachbarschaft. Die Hangrutschung von 1989 sitzt beiden noch in den Knochen.



Nach dem Training rinnt Jon der Schweiß von der Stirn. Er ist angespannt. Bald startet sein Artistikstudium in Rotterdam, von dem er noch nicht einmal genau weiß, ob er es sich leisten kann.



TEXT
TIM WINTER

FOTOS
SOLVEIG EICHNER

ILLUSTRATION
LARA PAULUSSEN

Jon Balancing Akt

Jon-Owino Ochieng war 16 und tanzte Breakdance im Elendsviertel von Nairobi. Sein Bewegungstalent fiel einem deutschen Sozialarbeiter auf, und er holte den Jungen auf eine Zirkusschule nach Deutschland.

Doch Jon hadert. Mit sich und der Welt. Denn während er im reichen Westen lebt, verbringt seine Mutter ein Leben im Slum.



Jon hat vier Träume. Mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug springen. Ein Kinderheim in Kenia eröffnen. Bei dem britischen Popstar Harry Styles als Background-Tänzer auftreten. Und für das Cover der Modezeitschrift „Vogue“ posieren. Keinem dieser Träume ist er wirklich nah. Aber was spielt das schon für eine Rolle? Das Leben ist ihm sowieso zu viel. Eigentlich will er nur noch eines. Seiner Mutter zu einer besseren Zukunft verhelfen. Und bald, wenn sie es endlich schön hat, will er verschwinden – für immer.

Wenn man ihn so sieht, wie klein er wirkt, in dieser riesigen Trainingshalle. Ein wenig verschüchtert. Jon-Owino Ochieng, 19 Jahre alt, lässt seine Arme hängen und

schlurft auf Socken vorbei an Trampolinen, Matten und von der Decke hängenden Seilen. Immer wieder guckt er sich vorsichtig um, auf der Suche nach bekannten Gesichtern.

Erster Tag an der Zirkusschule von Rotterdam. Drei Jahre war er auf einer Artistenschule in Deutschland. Jon ist angekommen. Sein ganzes bisheriges Leben hat er auf diesen Tag gewartet, darauf, hier. Ohne es vielleicht gewusst zu haben.

Jon geht bis ans Ende der Turnhalle und setzt sich zu einer Gruppe von Jugendlichen, er ist der einzige mit schwarzer Hautfarbe. Für sie alle beginnt heute das Studium an der Codarts, einer der renommiertesten Schulen für Zirkuskunst. Vier



Jon inmitten von Schaumstoff und Matten in der Turnhalle der CircArtive School auf dem Rappenhof bei Stuttgart. Sie ist eine von nur wenigen deutschen Artistenschulen. Hier trainierte er jeden Tag fünf Stunden – in Nairobi, seiner Heimatstadt, machte er seine Breakdance-Tricks auf der Straße.

Jahre Bachelorstudium am Trapez, auf dem Trampolin oder freistehend auf der Laufkugel.

Für viele ist die Hochschule eine der letzten Sprossen auf der Karriereleiter, in die edelsten Varietétheater und Manegen der Welt. Für Jon ist die Codarts aber vor allem eines: das wichtigste Kapitel auf seiner Reise aus dem Teufelskreis der Armut. Und doch hadert er. Mit sich und der Welt. Denn während er im reichen Westen lebt, den er sich kaum leisten kann, verbringt seine Mutter ein Leben im Slum von Nairobi.

Was, wenn ihm alles zu viel wird – er dem Druck nicht mehr standhält? Was, wenn der einzige Ausweg nur noch der Weg zurück, zurück nach Kenia ist? Jon bekommt keine Studienunterstützung der EU, er hat keine reichen Verwandten, keine Rücklagen und keine weiße Haut. Er wird auf dem Boden aufschlagen. Und dann zurückgehen, in den Slum von Nairobi.

36000 Euro. So viel kostet die Ausbildung an der Codarts in Rotterdam. Aber dieses Mal muss Jon fast alles selbst zahlen. Von der Hochschule bekommt er ein Stipendium, 5000 Euro pro Jahr. Das macht 20000 Euro. Fehlen immer noch 16000 Euro. Und leben muss er auch noch. „Ich mache alles. Ich würde gerne putzen. Das kann ich gut“, sagt er wenige Tage bevor er vom Rappenhof, seinem Zuhause in den vergangenen drei Jahren, Richtung Rotterdam fährt.

Jon hat eine Crowdfunding-Kampagne gestartet. Er schreibt: „Hallo zusammen, ich komme aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Meine Mutter verdient nicht genug, um mein Studium zu finanzieren, also bitte ich um Hilfe.“

Als Jon an einem Sonntag im August in Rotterdam ankommt, kann er bei einer Bekannten schlafen, die er vom Rappenhof kennt. Die Wohnung ist vollgepfropft mit Erstsemestern, die alle eine bezahlbare Bleibe suchen. An diesem Abend sind sie zu acht. In dem kleinen Apartment riecht es nach Pesto und Curry. Eine junge Frau mit Pluderhose macht einen Handstand. Neben ihr kocht Nudelwasser.

Aus dem zweiten Stock scheint Licht auf die Treppenstufen im Flur. Gelächter. Englisch mit deutschem Akzent, Englisch mit französischem Akzent, Brocken auf Niederländisch. Und ein Stockwerk tiefer, auf einer Couch im Wohnzimmer, liegt Jon, Fleecedecke bis zum Kinn gezogen, sein Gesicht erleuchtet vom Blau seines Handydisplays. „Oh mein Gott, der sieht so

lit aus“, sagt Jon und hält seinem Freund Corbinian, der am Ende der Couch sitzt, ein Video von einem Artisten entgegen.

Ein Schatten huscht an der Wand entlang. Acht Beine, ockerfarben und so groß wie ein Tennisball. Corbinian schreckt zurück. Sie ist es. Zoropsis spinimana. Seit Jahren breitet die Giftspinne sich in Mitteleuropa aus. Die Zeichnung auf ihrem Rücken hat ihr in Deutschland den Namen Nosferatu-Spinne eingebracht. „Mach sie weg, Jon! Mach sie weg“, schreit Corbinian. Die Spinne steht im gelben Licht der Stehlampe, ganz ruhig.

Von oben trampelt es die Treppe herunter. Auf einmal stehen fünf Leute im Wohnzimmer. Sie starren mit aufgerissenen Augen auf die Raufasertapete. Jemand hält Toilettenpapier in der Hand. Corbinian ist bereits ans Ende der Couch gekrochen. Jon lacht. „Können wir sie nicht leben lassen?“, sagt er. Er verlässt den Raum. Und kommt mit einem Glas wieder.

„Jon, was machst du?“, fragt jemand. Der Tanz beginnt. Jon führt, die Spinne folgt. Schurren. Um die Lampe herum, an der Wand entlang, in die Ecke. In die Falle. Jon stützt beide Arme auf dem Glas ab und schiebt es samt Inhalt über das Laminat durchs Wohnzimmer, durch den Flur, bis zum Balkon. Dann kippt er das Glas leicht an. Und gibt Nosferatu einen letzten Schubser. „Ich improvisiere“, sagt Jon. Alle lachen.

Jons Leben beginnt am Victoriasee, dem größten See Afrikas. In Kisumu, der kenianischen Hafenstadt, wird Jon 2003 geboren. Seine Eltern sind Selbstversorger. Sie bauen Bananen an, Papayas, Erbsen, Soja und Bohnen. Beide entstammen dem Volk der Luo, wie die meisten der hier lebenden Menschen. Und wie der Vater des ehemaligen US-Präsidenten Barack Obama. Er kommt aus dem Dorf Kogelo, nicht weit entfernt von Jons Heimat.

Aber das ist auch schon alles, was ihn mit dem amerikanischen Präsidenten verbindet. Die Ochiengs sind arm. Als Jon-Owino vier Jahre alt ist, zieht die Familie in die Hauptstadt Kenias – dorthin, wo fast alle Zuwanderer ihre erste Bleibe aufschlagen: Kibera, der größte Slum Ostafrikas. Jon hat viele Videos auf seinem Handy. Von Nairobi, vom Slum Kibera. Dort ist er aufgewachsen, in einem 2,5 Quadratkilometer großen Moloch aus Perspektivlosigkeit, Armut und Flüssen aus Müll.

Jetzt sitzt er am Ufer einer Gracht, irgendwo im Süden von Rotterdam, wo ein

Quadratmeter Büro im Monat so viel kostet, wie manche in Kibera im ganzen Jahr verdienen: bis zu 400 Euro. Jon trägt goldene Ohrringe und um den Hals eine weiße Perlenkette, genau wie sein Idol Harry Styles. Er scrollt durch die Bildergalerie seines früheren Lebens. Hütten aus Lehm, Holz und Wellblech. Von oben sieht das Viertel aus wie ein von Dreck verkrusteter Schildkrötenpanzer.

Auf einem Video sieht man die staubigen Wege, hört das Stimmengewirr von Kibera, sieht brennende Haufen aus Plastik. „Es gab nicht einmal fließendes Wasser“, erzählt er, und auch keinen Anschluss an die Kanalisation. Wir nutzten „fliegende Toiletten“, sagt Jon: Notdurft in Plastiktüten, die auf Dächern oder in Straßengraben landeten. Immer wieder brachen Cholera und Typhus aus. In der nubischen Sprache heißt Kibera „Wald“ oder „Dschungel“. Wer hier lebt, ist im Überlebensmodus. Bis vor drei Jahren gehörte auch Jon zu den Bewohnern dieses Dschungels.

Sein Vater war nun Schweißer in einer Metallfabrik, die Mutter Putzfrau. Schon im Morgengrauen, wenn Jon und sein zwei Jahre älterer Bruder Washington noch schliefen, verließ sie das Haus. „Sie arbeitete bei den Reichen mit den schönen Gebäuden“, sagt Jon. Manchmal blieb sie zwölf Stunden fort, manchmal eine Woche. Oder einen Monat.

Jon und Washington gingen im Slum zur Schule. Meist waren sie dort von morgens um sechs bis abends um sechs. Am Abend halfen sie im Haushalt. Sie wuschen Wäsche, bewachten den Kochtopf. Manchmal gab es nur einmal am Tag etwas zu essen. Manche Wochen jeden Tag dasselbe – Ugali. Aber gehungert haben sie nie, sagt Jon. Er liebt Essen. Essen macht ihn am glücklichsten: „It’s making you satt and healthy“, sagt er halb auf Deutsch, halb auf Englisch, „was braucht man mehr. Food will never break your heart, it’s always there.“

Als es das erste Mal passierte, war Jon sieben Jahre alt. Es war Nacht. Er und sein Bruder wachten auf – vom Gebrüll des Vaters und den Schreien der Mutter. Die Brüder sahen mit an, wie ihr Vater ein Messer in der Hand hielt und auf ihre Mutter losging. Zerren, drücken. Dann ein Schlag. Von Jons Tante. Das Messer fiel zu Boden.

Wenig später folgte ein weiterer Mordversuch. Der Vater schloss die Familie in der Hütte ein. Durchs Fenster sahen sie, wie der Vater mit einer Benzinkanne hantierte. Sie verstanden – und sprangen aus

Am Anfang wollte Jon noch in die westliche Gesellschaft passen. Mittlerweile sei es ihm aber egal. Die Menschen hier seien von Kälte umgeben. Deswegen habe er den Drang, anders zu sein.



Im Sommer finden auf dem Rappenhof Freizeiten für Kinder statt. Sie schlafen in über 15 Zelten, die auf einer Wiese stehen. Die Arbeit mit Kindern, sagt Jon, heile seine Seele.

dem Fenster. An diesem Abend schliefen sie bei einem Onkel.

Am nächsten Tag ging ihre Mutter zur Polizei und zeigte ihren Mann an. Sie sagte, er wollte ihre Hütte anzünden, sie selbst und ihre Familie umbringen. Sie war außer sich. Gehört wurde sie aber erst, als sie den Beamten Geld auf den Tresen legte. Der Vater musste ins Gefängnis. Aber nur für kurze Zeit. 2014, da ist Jon elf Jahre alt, trennten sich seine Eltern endgültig.

Ein Jahr später die nächste Katastrophe: Ein Mann bat Jon um einen Gefallen. Jon sollte ihm vom Kiosk ein paar Sachen besorgen, es sei ja nicht weit, sagte der Mann.

Als Jon zurückkam, bedankte der Mann sich. Er deutete ins Innere seiner Hütte, bat ihn herein. Der Mann schloss die Tür. Und öffnete seine Hose. Jon sah ein Messer, das direkt vor ihm auf dem Tisch lag. Seine Gedanken rasten. Sollte er sich zur Wehr setzen?

Als das Sonnenlicht wieder in die Hütte schien und Jon über die Türschwelle trat, sagte der Mann: „Warte. Ich gebe dir noch Geld.“ Aber Jon rannte. Raus. Nur weg von diesem Ort. Er rannte durch die staubigen Straßen von Kibera bis zum Gebäude seiner Breakdancegruppe.

Und wenige Minuten später raste ein Trupp von mit Jonglierkeulen bewaffneten Jugendlichen zurück zur Hütte. Als der Mann sie kommen sah, lief er davon. Und entkam. Jons Freunde und Verwandte versprachen ihm, seinen Peiniger zu finden. Sie suchten vier Tage. Dann griffen sie ihn auf. Und übergaben ihn der Polizei.

Dass Jon heute nicht wie Tausende seiner Altersgenossen in Kibera herumhängt, sich mit Gelegenheitsjobs oder einem kleinen Laden über Wasser hält oder sich einem Drogendealer als Handlanger anlient, ist einem Mann zu verdanken: Victor Odhiambo. Er ist der Onkel von Jon, der Bruder seiner Mutter.

Victor ist im Slum eine Größe. Jeder kennt ihn. Victor tanzt Breakdance auf den staubigen Straßen, aber so, dass niemand mehr wegschauen will. Bald schließen sich ihm andere Jugendliche an. Für Jon ist Victor mehr als ein Onkel. Er wird zur Vaterfigur, zum Vorbild. Und aus der Breakdance-Gruppe von damals wird nach ein paar Jahren der Kibera Social Circus, ein Artisten-Projekt für Kinder und Jugendliche.

Anruf in Nairobi bei Victor. „Jon hat schon als Kind durch die Fenster der Trainingsräume geguckt. Jeden Tag stand er da“, sagt Victor. Irgendwann durfte Jon

Jon reinigt mit einem Hochdruckreiniger den Pool am Rappenhof. Er liebt es, nachts allein im Dunkeln darin zu liegen und die Sterne anzuschauen. Dann kann er all seine Probleme für einen Moment vergessen.



mitmachen, „und er tanzte sich aus dem Schmerz. Er verwandelte Wut in Kraft“, sagt er, und in seiner Stimme schwingt Stolz.

Eines Tages kommt Besuch aus Deutschland, von Sven Alb, einem 53-jährigen Theaterpädagogen aus Baden-Württemberg. Alb war schon einmal hier. Vor einigen Jahren hat er mit seinem Verein „JuKi – Zukunft für Kinder und Jugendliche e.V.“ den Kibera Social Circus mitgegründet und dabei auch Victor kennengelernt.

Nun ist Sven Alb wieder im Slum. Er sieht Jon und erinnert sich noch heute: „Diese wachen Augen, dieses Feuer, diese Bewegungsqualität. Jon hatte etwas ganz Besonderes.“

Sven Alb leitet in der Nähe von Stuttgart eine Artistenschule. Auf dem Rappenhof lernen Jugendliche Akrobatik in all ihren Formen. Drei Jahre dauert die Ausbildung. Sven will, dass Jon auf den Rappenhof kommt.

Die Kosten von 36000 Euro soll der Verein übernehmen. Und Sven schafft es, nach einer Odyssee durch die Behörden

Die Kinder der Zirkusfreizeit haben Jon gebeten, seinen schwierigsten Trick auf der Laufkugel zu zeigen. Jon konzentriert sich. Dann macht er einen Radschlag – während der Ball sich kaum bewegt.

tatsächlich ein Visum für Jon zu besorgen. 2019 steigt Jon schließlich ins Flugzeug nach Deutschland. Seine Mutter packt ihm ihr Handy und eine Bibel in den Koffer.

Der Rappenhof liegt idyllisch am Rande des schwäbischen Walds. Hier befindet sich die CircArtive School, eine von nur wenigen deutschen Artistenschulen. Die Schüler leben in Gemeinschaftsunterkünften, hinter dem Haus stehen mehrere Zirkuszelte, eine Trainingshalle, es gibt ein Wildgehege und viel Grün.

Als Jon ankommt, wird Englisch zu sprechen verboten. Alle sollen mit ihm Deutsch reden. Sven will es so.

Und Jon lernt schnell. Der Alltag ist streng getaktet. Für die Ausbildung braucht es Disziplin. Am Morgen lernt Jon die Anatomie des menschlichen Körpers, nachmittags bis abends, wie man Muskeln und Sehnen benutzt. Der Schultag beginnt um 8 und endet um 19 Uhr.

Wenn Jon auf der Laufkugel, einem hüfthohen Ball aus Hartplastik, balanciert oder ein Rad schlägt, fühlt er sich frei. Wenn er an den Strapaten – zwei Baumwollschlingen, die von der Decke hängen



An einem Nachmittag im August sitzt Jon mit seinem Mentor Sven Alb auf einer Wiese am Rappenhof. Er holte Jon nach Deutschland und finanzierte seine Ausbildung. Nun steht der Abschied kurz bevor.

„Jon hat schon als Kind durch die Fenster der Trainingsräume geguckt. Jeden Tag stand er da. Und dann, als er mitmachen durfte, tanzte er sich aus dem Schmerz. Er verwandelte Wut in Kraft.“
Victor Odhiambo

– umherschwingt, seinen Oberkörper nach oben katapultiert und sich um seine eigene Achse dreht, steht die Welt. Und er fliegt. Artistik sei für ihn nicht nur Show, sondern Medizin, sagt er.

Abends bestellen sie manchmal Pizza, machen gemeinsam Ausflüge am Wochenende oder toben einfach nur auf dem Gelände herum. Und trotzdem wirkt Jon oft gehemmt. Häufig sondert er sich ab, zieht sich zurück, schickt fast täglich Nachrichten mit dem Handy zu seiner Mutter.

Jon sei eben „eine eigene Persönlichkeit“, sagt Sven Alb. „Die Geschichte“ mit seinem Vater, seine Jahre im Slum. Das alles habe ihn geprägt. Er wisse, dass Jon große Dankbarkeit ihm gegenüber verspürt. Aber auch einen kritischen Geist in sich habe. „Zu erwachsenen männlichen Bezugspersonen hat Jon ein gestörtes Verhältnis.“

Wenn andere in den Schulferien zu ihren Eltern oder Freunden fahren, bleibt Jon auf dem Rappenhof und betreut Kinder und Jugendliche, die zu Freizeiten in die Zirkusschule kommen. Jeden Euro, den er damit verdient, legt er beiseite

und schickt immer wieder kleine Beträge seiner Mutter. Jede noch so kleine Überweisung macht ihn glücklich. Eines Tages schreibt sie ihm: Jetzt reiche ihr sogar das Geld, um umzuziehen – weg, raus aus dem Slum.

Manchmal, sagt Jon, liege er alleine in seinem Bett und denke an seine Familie, seine Freunde, an die Gemeinschaft in Kibera. An die Sonntage im Slum, an denen alle vor den Hütten zusammensaßen und Ugali, den Maisbrei, kochten. Omas und Opas, Mütter und Väter, Tanten, Onkels, Nachbarn, Freunde und Unbekannte. Jon sieht die Kinder, die lachen und zwischen den Hütten Fußball spielen. Jon sagt, er denke an seinen Nachbarn, der sein WLAN mit allen teilte, an die Kranken, die von allen versorgt wurden. Und er denke daran, wie diese Gemeinschaft auch ihm geholfen hat. Damals, nach der Vergewaltigung. Auf Luo, seiner Muttersprache, gibt es kein Wort für Gemeinschaft, Luo ist Gemeinschaft.

Als Jon einmal in Deutschland ein älteres Ehepaar in der Bahn begrüßt, schauen sie ihn stumm an. „Diese Gesellschaft ist

A man with short dark hair, wearing a white long-sleeved shirt and dark trousers, is captured in a dynamic dance pose on a stage. He is seen from the back, with his right arm extended to the side and his left leg lifted. The stage is lit with warm, orange light, creating a dramatic atmosphere. Behind him is a large, vibrant orange curtain, flanked by blue curtains on either side. The floor is dark wood, and the background shows some stage equipment like scaffolding and a yellow bucket.

Showtime. Hinter dem Vorhang warten über 100 Kinder auf den Star des Abends. Jon schließt die Augen und tanzt versunken vor sich hin. Und dann – tritt er ins Licht.

kalt“, sagt er. Da ist er schon fast drei Jahre in Deutschland.

Jon sagt, er denke oft an Kibera. Und an seine Mutter. Es zerreiße ihn fast, sagt er. All die Probleme, das Heimweh. Vor wenigen Wochen musste seine Mutter wieder zurück in den Slum ziehen, das Geld für die Miete reichte nicht mehr – jetzt, wo er selbst klarkommen muss im teuren Rotterdam.

„Das Leben ist unfair“, sagt er. „Unsere Welt ist kaputt. Es wird heißer und heißer und heißer. Kein Essen, kein Gras, kein Wasser. Dann sterben wir alle. Oder Gott kommt. Das ist die Wahrheit“, sagt Jon. Er hofft, dass es bald passiert. Denn dann ist alles vorbei: „Keine Steuern, keine Miete, kein Essen, kein Trinken.“

Codarts-Hochschule, Fakultät für Artistik – ein backsteinernes Futuristikgebilde am Hafen von Rotterdam. Draußen zieht Regen auf, drinnen wird umarmt und gelacht. Im Aufenthaltsraum tummeln sich Dschungelhemden, Männer mit Ohrringen, Frauen mit kurzrasierten Seiten. Jon trägt einen blauen Pullover vom Rappenhof. „Abschlussklasse 2019-2022. Anna-lena. Clara. Ray. Corbi. Talia. Jon. Urpi“, steht darauf.

Vier Stockwerke aus Holz, Beton, Glas und Stahl. Die Trainingshalle ist beinahe so gewaltig wie der Bauch eines Ozeandampfers. An zwei gegenüberliegenden Wänden sind schwenkbare Scheinwerfer angebracht. Von der Decke hängen Seile mit Sicherheitskarabinern. Und darunter, auf einer blauen Bodenturnmatte, sitzt ein Kreis aus erwartungsvollen Menschen.

Ein drahtiger Mann mit Glatze und Vollbart kommt in den Raum. Es ist Thomas Falk, der artistische Koordinator der Schule. Er klatscht. Die Gespräche verstummen. „Willkommen zusammen. Das erste Jahr ist ein ganz besonderes“, sagt er. Die höheren Semester trommeln Beifall mit den Händen auf der Matte. Jon und die anderen Neulinge gucken sich um.

Alle Erstsemester sollen aufstehen und einen Satz über sich sagen. Ihren Namen und welche Disziplin, das reiche schon, sagt Thomas Falk. Jon knackt mit dem Nacken, spreizt die Finger ab. „Hallo. Ich bin Jon. Und ich mache Laufkugel.“ Ein paar Minuten später, in der Pause, bricht es aus ihm heraus: „Ich bin so glücklich.“

Kurz nach Jons Start in Rotterdam kommt eine WhatsApp-Nachricht von „Sweet Mama“, seiner Mutter. „Guten Morgen, Jon. Ich mache mir Sorgen. Über-

„Ich will etwas Gutes für meine Mutter tun. Sie hat so viel für mich und meinen Bruder getan. Und wenn sie es schön hat, will ich sterben.“
Jon-Owino Ochieng

lege dir genau, ob du das schaffst mit dem Geld.“ Jon antwortet: „Ok“.

Einen Monat später, Anfang Oktober. Jon wirkt entspannter, fast fröhlich. Er liebe es, an der Hochschule zu sein, sagt er. „Wir machen so coole Sachen. Und die Leute hier sind wahnsinnig nett. An meinem Geburtstag haben wir eine vorgezogene Halloweenparty gefeiert.“ Ein eigenes Zimmer hat er auch gefunden. Fürs Erste. 500 Euro. Eigentlich kann er sich das nicht leisten.

Er hat einen Job in einem Hotel angenommen, als Tellerwäscher. Freitag bis Sonntag, elf Euro die Stunde. Es ist ein Anfang. Und eine Chance, seine Träume weiterzuträumen.

In der Begründung für sein Crowdfunding steht: „Ich komme aus dem Kibera-Slum in Kenia und habe erlebt, wie Jugendliche aufgrund der dortigen Situation zu Drogen griffen. Ich glaube, wenn ich in Zukunft meine eigene Zirkusorganisation gründe, kann ich ihnen helfen.“

Vor ein paar Tagen hat Jon Bilder von sich gemacht, mit seinem Handy, per Selbstausslöser. Porträt, Vollkörper und im Profil, so wie es in dem Bewerbungsformular einer international tätigen Modelagentur gefordert war.

Als 2019 der Flieger nach Deutschland abhob, war Jon überglücklich. Er konnte dem brutalen Leben im Slum entfliehen, all den Schmerz und die Trauer hinter sich lassen. Und aufbrechen zu einem Abenteuer, das alles veränderte.

Jon fand Trost. Und ein neues Zuhause in der schwäbischen Provinz. Er war unter seinesgleichen – unter Idealisten, die die Zirkuskunst lieben. Menschen, die er mit seiner Energie ansteckte, die ihn schätzten für seinen Ehrgeiz, seine Verletzlichkeit und seinen Witz.

Und doch, seit jeher, umgibt Jon ein Nebel aus Hoffnung und Resignation. Es ist der Slum. Sein Vater. Die Vergewaltigung. Das Geld. All die Probleme, die tief in ihm stecken, wie ein Fremdkörper unter der Haut.

Müde sei er. Müde vom Leben. „Ich will etwas Gutes für meine Mutter tun. Sie hat so viel für mich und meinen Bruder getan. Und wenn sie es schön hat, will ich sterben.“

Und trotzdem – Jon will versuchen, ein gutes Leben zu führen. Er will seine Urenkel spielen sehen, er will Menschen inspirieren und zeigen, dass er es kann – er, Jon-Owino Ochieng, der Junge aus dem Slum.

MAKING OF




TIM WINTER & SOLVEIG EICHNER

haben trotz zwei geplatzter Recherchen nicht den Mut verloren. Geholfen haben schwäbischer Fleischsalat und eine gute Portion Galgenhumor. Und dann haben sie schließlich doch noch die eine Geschichte gefunden.

tim.winter@posteo.de
solveig.eichner@gmail.com

Impressum

#17.2022

Herausgeber:

Dr. Ulrich Bausch

Die Reportageschule:

Ein Projekt der Volkshochschule Reutlingen
Spendhausstraße 6
72764 Reutlingen
T 07121 336182
info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

Kuratorium:

Wolfgang Behnken, Uta-Micaela Dürig
(Vorsitzende), Dr. Hans Hammann,
Dr. Cornelia Jäger, Oberbürgermeister
Thomas Keck, Dr. Claus Kleber,
Annette Milz, Reinhardt Meister,
Michael Obert, Edzard Reuter,
Dr. Carl-Heiner Schmid, Cordt Schnibben,
Alexander Smolctzyk

Chefredaktion: Ariel Hauptmeier,

Philipp Maußhardt

Art Direction: Alexandra von Béry

Beratung: Wolfgang Behnken

Bildredaktion: Prof. Michael Trippel

Autor*innen:

Florian Bayer

florian_bayer@gmx.at

Niklas Bessenbach

niklas.bessenbach@gmail.com

Katrin Groth

katrin-groth@gmx.de

Martin Hogger

martinhogger@web.de

David Holzapfel

david.holzapfel@gmx.net

Marina Klimchuk

marinaklimchuk@yahoo.de

Andrew Müller

andrewmueller@posteo.de

Maximilian Münster

maximilian.muenster@gmx.net

Kristina Ratsch

kristina-ratsch@web.de

Kim Lucia Ruoff

kimluciaruoff@posteo.de

Anna Scheld

anna.scheld@posteo.de

Tim Winter

tim.winter@posteo.de

Fotograf*innen:

Martin Albermann

martin.albermann@posteo.de

Anna-Maria Blümcke

abluemcke@gmx.de

Solveig Eichner

solveig.eichner@gmail.com

Eyad Kasem

eyad.aboukasm@gmail.com

Aaron Leithäuser

info@aaaronleithauser.com

Ludwig Nikulski

mail@ludwignikulski.de

Alexander Nowak

alexander.nowak@stud.hs-hannover.de

Marina Pepaj

m.pep@hotmail.com

Vanessa Schiwietz

eg13.schiwietz.vanessa@googlemail.com

Anton Vester

antonvester@icloud.com

Stella Weiß

mail@stellaweiss.com

Finn Winkler

mail@finnwinkler.de

Bildnachweis:

S. 69: Adobe Stock / © Normform

Illustration: Lara Paulussen (S. 124)

Dokumentation: Günther Garde

Lektorat: Andreas Feßer

Organisation: Stefan Junger

Druck:

Gutenberg Beuys

Feindruckerei GmbH

Hans-Böckler-Straße 52

30851 Langenhagen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken:

Wolfgang Behnken

Behnken, Becker + Partner, Hamburg

Prof. Michael Trippel

Hochschule Hannover,

Studiengang Fotojournalismus

REPORTER GESUCHT (M/W/D)

Stories schreiben, die nachhalten.
Etwas bewegen. Von den Besten der
Branche lernen. Sich ein Jahr ohne
Kompromisse dem Schreiben widmen.
Idealismus und Abenteuer. Du hast
erste Erfahrungen im Journalismus
gesammelt, jetzt willst du vorankommen,
als Mensch, als Autor:in.

**Bist du bereit für die Reportageschule
in Reutlingen? Dann bewirb dich:**
www.reportageschule.de